

Zeitschrift: Jahresbericht : Dokumentationen und Funde / Archäologie Baselland
Herausgeber: Archäologie Baselland
Band: - (2014)

Artikel: Grabungen und Bauuntersuchungen
Autor: Marti, Reto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-803550>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

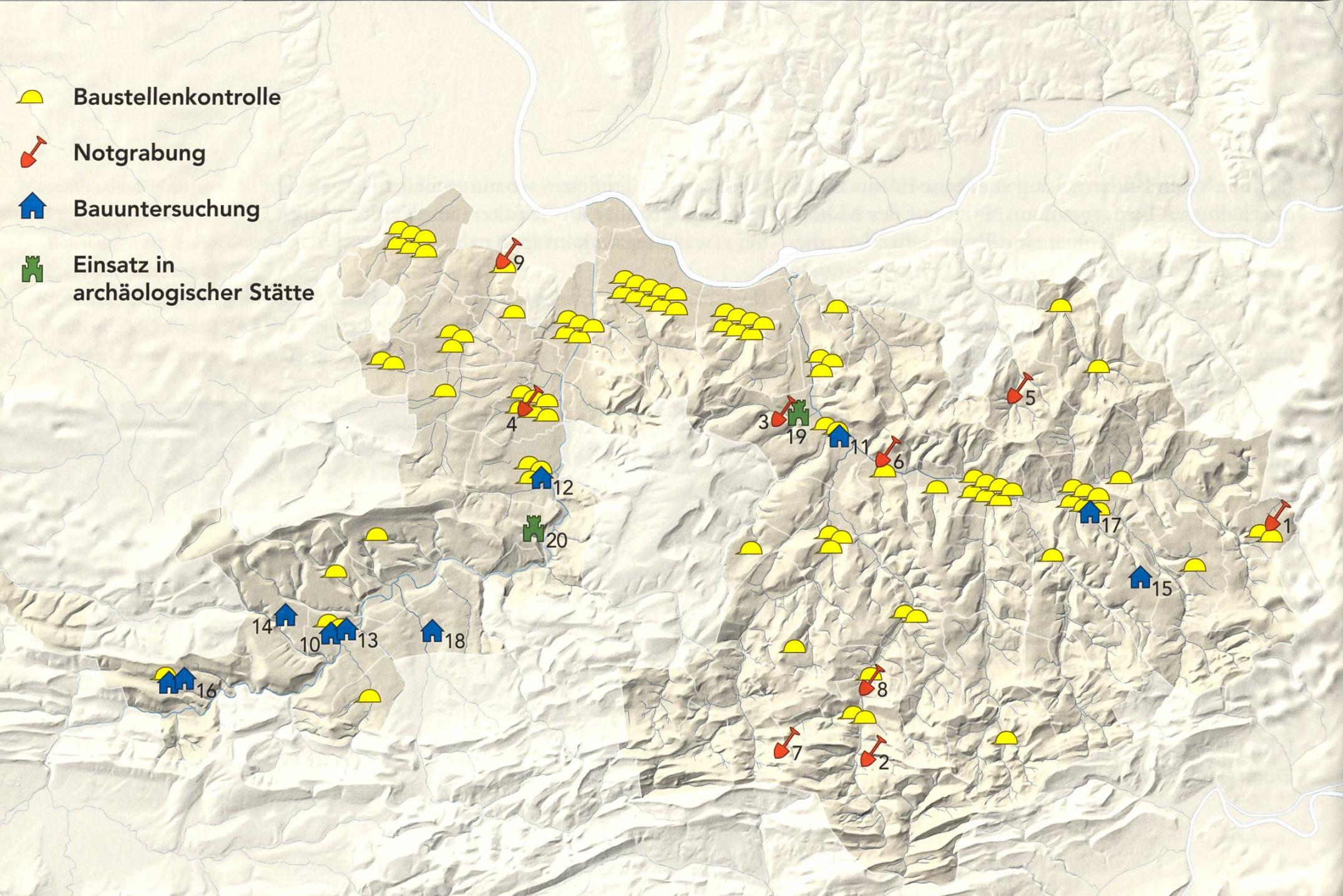
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Grabungen und Bauuntersuchungen

Die ältesten im Berichtsjahr freigelegten Befunde sind rund 166 Millionen Jahre alt. Selbstverständlich gab es damals noch keine Menschen, und deshalb gehört dieser Fall – die Fossilienfundstelle in Anwil – genau genommen gar nicht in die Domäne der Archäologie. Als Teil von Archäologie und Museum Baselland hingegen ist es sehr wohl unsere Aufgabe, auch die erdgeschichtlichen Schätze der Region zu betreuen, zumal der Kanton seit vielen Jahren über keinen eigenen Geologen mehr verfügt.

Das restliche Volumen an Grabungen und Bauuntersuchungen entspricht etwa dem langjährigen Schnitt. Das zeitliche Spektrum reicht von einigen Neufunden der späten Kelten- und Römerzeit bis zu den mannigfaltigen Siedlungszeugnissen vom frühen Mittelalter bis in die Neuzeit. Mit rund 1800 Quadratmetern waren die Untersuchungen im mittelalterlichen Reinach am umfangreichsten und entsprechend ergiebig. Dass Grösse der Grabungsfläche und Erkenntnisgewinn jedoch nicht immer korellieren müssen, zeigen die neuen Untersuchungen in der römisch-mittelalterlichen Siedlung Lausen-Bettenach. Die dort freigelegten Reste eines frühen Kachelofens aus dem 10. Jahrhundert sind einmalig und werden die Fachwelt noch lange beschäftigen.

Allen Bauherrschaften, Architekten, Bauführern und helfenden Händen sei für ihre tolle Unterstützung und ihr Verständnis für unsere Arbeit im Dienste der Öffentlichkeit gedankt. Dank gebührt einmal mehr auch meinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern für ihren grossen Einsatz.

Reto Marti

<

Wichtige Notgrabungen
und Bauuntersuchungen
sowie Baustellenkon-
trollen und Einsätze
in archäologischen
Stätten der Archäologie
Baselland im Jahr 2014
(vgl. die Liste auf der
folgenden Seite).

Grabungen

- 1 Anwil, Ächtelmatt (Geologie)
- 2 Waldenburg, Gerstelfluh (Urgeschichte, Römerzeit, Mittelalter)
- 3 Liestal, Ostenbergstrasse 9/11 (Urgeschichte, Mittelalter)
- 4 Reinach, Brunngasse (Frühmittelalter)
- 5 Wintersingen, Hauptstrasse 39 (Frühmittelalter)
- 6 Lausen, Gartenweg 6 (Früh-, Hochmittelalter)
- 7 Liedertswil, Mörlifluh (Hochmittelalter)
- 8 Niederdorf, Dorfgasse (Spätmittelalter)
- 9 Binningen, St. Margarethen (Mittelalter, Neuzeit, Moderne)

Bauuntersuchungen

- 10 Laufen, Delsbergerstrasse 52
- 11 Liestal, Rathausstrasse 5
- 12 Aesch, am Hübeli
- 13 Laufen, Bauerngasse 17
- 14 Röschenz, Oberdorfstrasse 21
- 15 Rünenberg, Gasthaus Löwen
- 16 Liesberg, Schulgasse 2 und 10
- 17 Gelterkinden, Rünenbergstrasse
- 18 Brislach, Holzgasse

Einsätze in archäologischen Stätten

- 19 Liestal, Munzach
- 20 Pfeffingen, Burg

Baustellenkontrollen

Aesch: Andlauweg, Gartenstrasse 11,
Klusstrasse 55a
Allschwil: Baselmattweg 62, Basler-
strasse 159, Binningerstrasse/Lettenweg,
Hegenheimerstrasse/Römerweg, Hin-
tere Allme, Pestalozzigässlein
Anwil: Laufrainweg 187, Weierraimet
Arboldswil: Höchiweg
Biel-Benken: Bim Häxestöckli, Lang-
gartenstrasse 10
Binningen: Kirche St. Margarethen
Blauen: Steigenweg 7
Bottmingen: Spitzackerweg 69
Bubendorf: Bündtenstrasse, Krumm-
ackerstrasse, Wildensteinerstrasse 25
Buus: Rickenbacherstrasse/Eckrainweg
Diepflingen: Beckenmatt
Dittingen: Hübelweg 11
Eptingen: Oberdorfstrasse
Ettingen: Eschbach
Füllinsdorf: Bodenackerstrasse, Haupt-
strasse 51, Oberer Rainweg 20

Gelterkinden: Auf der Staffelen,
Ebnetwork, Höldeliweg 35, Ischlagweg,
Zelgwasserweg/Höldeliweg, Zilweg 2
Giebenach: Moosmattstrasse
Hölstein: Ahornweg (2×)
Itingen: Kreuzenstrasse
Laufen: Delsbergerstrasse (2×)
Lausen: Dellenbodenweg
Liesberg: Liesbergerstrasse
Liestal: Ostenbergstrasse 9 - 11,
Wetterchrüzstrasse 5
Lupsingen: Im Jägeracker
Maisprach: Klosterstrasse
Münchenstein: Im Kaspar, Klusstrasse,
Lehengasse 24, Merkurstrasse, Oslo-
Strasse
Muttenz: Brühlweg 63, Brühlweg 65,
Fulenbachweg (2×), Hofackerstrasse,
Obere Hard, Reichensteinerstrasse,
Tramstrasse, Wachtelweg 9, Weiher-
strasse 23
Niederdorf: Dorfgasse

Oberdorf: Thommetenweg 4, Uli
Schadweg
Oberwil: Föhrenstrasse, Rütimatt-
strasse 21, Rüttackerweg 56
Ormalingen: Hauptstrasse 149
Pratteln: Grosswärmeverbund, Im
Wannenboden, Netzibodenstrasse,
Rheinstrasse 75, Coop LoBos (2×),
Sodacker
Reinach: Bruderholzstrasse, Brunn-
gasse, Ortszentrum, Römerstrasse 40a,
Therwilerstrasse, Unterer Rebbergweg
Sissach: Bützenenweg 77, Gerbegäss-
lein 5, Gutshof Ebenrain, Hauptstrasse
108–110, Im Berg (2×), Reuslistrasse
Therwil: Blumenstrasse 4
Wahlen: Bifangweg
Wenslingen: Parzelle 553

Anwil, Aechtelmatt,
ein Zeitfenster der
Erdgeschichte. Die
fossilienreichen roten
Gesteinsschichten sind
rund 166 Millionen
Jahre alt.



Anwil, Ächtelmatt: dem Geheimnis eines Fossilien-Paradieses auf der Spur

Knochenarbeit im Namen der Wissenschaft: Ein Team von zwölf Geologen arbeitete im September 2014 in «Ammel» rund zwei Wochen lang an einem aufsehenerregenden paläontologischen Projekt. Ziel war die fossilienreiche sogenannte Anwil-Bank, eine unter Erdwissenschaftern und Fossilienjägern weitherum bekannte Schicht aus dem oberen Dogger. Mit Hilfe der geborgenen Ammoniten sollte das Zeitfenster abgesteckt werden, in dem die einzelnen Schichten dieser Bank entstanden sind. Denn trotz verschiedener Grabungen ist ihre Ablagerung bisher wissenschaftlich ungenügend erforscht.

Die Oberfläche der rund 166 Millionen Jahre alten Anwil-Bank liegt auf der Aechtelmatte in einer Tiefe von etwa vier Metern. Mit Hilfe eines Baggers wurde auf dem Land von Bauer Hugo Gysin eine 7×3 m grosse Grube ausgehoben, um die Oberfläche dieser stark eisenhaltigen und daher roten Schicht freizulegen. Danach begann die Arbeit von Hand: Auf einer Fläche von zwölf Qua-

dratmetern trugen die Beteiligten, die sich jeweils ablösten, Gesteinsschicht um Gesteinsschicht mit Hammer und Meissel ab – eine enorm schwitstreibende Arbeit. Der Schutt wurde über eine Rampe hochgetragen und angehäuft. Um Plünderrungen vorzubeugen, war das Grabungsteam Tag und Nacht vor Ort.

Mit Meissel und Hammer werden die einzelnen Gesteinslagen abgebaut. Abends war kein Besuch im Fitnessstudio mehr nötig ...



Grossandrang am Sonntag. Rund 600 Begeisterte lauschten den Führungen und durchwühlten den Aushub nach Versteinerungen (Ursula Menkeld).

Die hohen Erwartungen wurden mehr als erfüllt: Im etwa 70 Zentimeter dicken Schichtkomplex wimmelte es von Ammoniten und anderen Fossilien. Wichtig war bei der Bergung jedes Fossils und jeder Gesteinsprobe, dass sowohl die Orientierung in der Schicht als auch die Schichtzugehörigkeit festgehalten wurde, damit in der nachfol-

gend geplanten wissenschaftlichen Untersuchung alle nötigen Informationen vorliegen. Begleitet wurde der Abbau der einzelnen Schichten durch das Studium der Gesteinsabfolge, alles dokumentiert durch ausgiebige Fotoaufnahmen.

Rund neun Kubikmeter Material sind in der Zwischenzeit geborgen und in die Museen verfrachtet. Die Objekte werden nun sorgfältig ausgepackt und beschriftet, anschliessend gewaschen und aufwendig freipräpariert. Erst danach kann man sie bestimmen – eine Arbeit, die noch Monate dauern wird. Die eigentliche Auswertung der Grabung wird die Wissenschaftler wahrscheinlich noch Jahre beschäftigen.

Die Grabung ist ein Gemeinschaftsprojekt von Archäologie und Museum Baselland und den Naturhistorischen Museen von Bern und Basel. Die Institutionen erhielten je einen Drittelpart der Funde.

>

Der Grabungsleiter Bernhard Hostettler in seinem Element ...



Projekt- und Grabungsleitung lagen bei den Bernern. Auch für die nachfolgend geplanten Arbeiten am Anwil-Material, wie einer Sonderschau in Form einer Wanderausstellung sowie einer Publikation der Grabungsergebnisse, wollen die Institutionen weiter zusammenarbeiten. Landbesitzer Hugo Gysin und dem Swisslos-Fonds des Kantons

Basel-Landschaft, der einen namhaften Beitrag zur Finanzierung des Projektes leistete, sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Bericht: Ursula Menkfeld, Naturhistorisches Museum der Burgergemeinde Bern
September 2014

Auf dem im Labor präparierten Handstück sind verschiedene Ammoniten zu erkennen (Lisa Schäublin, NMBE).



Waldenburg, Gerstelfluh: auf der Spur einer besonderen Keltenstadt

Waldenburg, Gerstelfluh. Ein besonderer Fund ist diese von Fritz Kölliker gefundene Henkelattasche. Höhe 6,2 cm.

Die Siedlungsstelle auf der Gerstelfluh oberhalb von Waldenburg wurde 1968 entdeckt und 1974 mittels ausgedehnter Sondagen des Seminars für Ur- und Frühgeschichte der Universität Basel untersucht. Die damals in drei Stationen unterteilten Fundstellen wurden in verschiedene Epochen von der Spätbronzezeit bis ins Mittelalter datiert.

Der Schwerpunkt lag dabei eindeutig auf der keltischen Epoche, der so genannten Spätlatènezeit.

Seither wurden der Archäologie Baselland immer wieder Lesefunde gemeldet, und es waren nachweislich auch einige illegale Sondengänger in diesem Gebiet unterwegs. Im Zuge der Bemühungen, diese in unsere Arbeit einzubinden, meldeten sich seit 2010 zwei Personen und gaben zahlreiche Metallobjekte ab. Aufgrund der offensichtlichen Gefährdung der abgelegenen Fundstelle sowie der Beobachtung, dass die Metallfunde sehr häufig nur wenige Zentimeter tief in der Humusschicht oder gar an der Oberfläche liegen und somit stark der Witterung und der Erosion ausgesetzt sind, beschloss die Archäologie Baselland, eigene systematische Metalldetektorsondierungen durchzuführen. Die über mehrere Monate verteilten Arbeiten erbrachten auf einer Fläche von rund 1500 Quadratmetern insgesamt über 600 Metallfunde.

Am häufigsten kamen dabei Hufnägel zum Vorschein, gefolgt von Bau- und Schuhnägeln. Unter den Funden, die von Privaten abgegeben wurden,



befanden sich erstaunliche Objekte. Erwähnenswert ist eine antropomorphe Bronzeattasche, die gemäss einer ersten Begutachtung durch Anne-marie Kaufmann-Heinimann als Ringhalter an einem steilwandigen Bronzebecken fungierte. Eine genaue ikonographische Parallelle ist bislang nicht bekannt. Vergleichbare Attaschen datieren vom späten 2. bis ins mittlere 3. Jahrhundert n.Chr. Ebenfalls aus römischer Zeit stammt die Imitation eines Antoninians von Tetricus I. (271–274; Bestimmung Markus Peter). Die beiden Objekte weisen auf eine Begehung des Ortes in römischer Zeit hin, was anhand der bisherigen Forschungen nicht zu erwarten war. Die weiteren Fundmünzen stammen allesamt aus der Spätlatènezeit. Als grosse Besonderheit ist ein Stater der Coriosolites zu erwähnen: ein Münztyp aus der Bretagne, von dem in der Schweiz bislang erst zwei Exemplare gefunden wurden (Bestimmung Michael Nick).

Die neuen Funde bestätigen die ausserordentliche Stellung dieser sehr exponierten Siedlung, deren Funktion noch nicht restlos geklärt ist. Bereits bei der Untersuchung der spätlatènezeitlichen Fund-

stellen im Jahr 2010 (vgl. Jahresbericht 2010) passte die Gerstelfluh in kein Raster. Eine Deutung als Höhenheiligtum ist aber weiterhin nicht abwegig.

Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Bericht: Andreas Fischer und Jan von Wartburg
Oktober 2013 bis September 2014

Dieses natürlich entstandene Felsentor war wohl einer der Gründe, weshalb die Menschen den Ort immer wieder aufsuchten.



Liestal,
Ostenbergstrasse.
Übersichtsplan mit
der römischen Villa
Munzach (A) und den
Grabungsarealen im
Röserntal (B).



Liestal, Ostenbergstrasse 9/11: Rand der hochmittelalterlichen Gewerbesiedlung

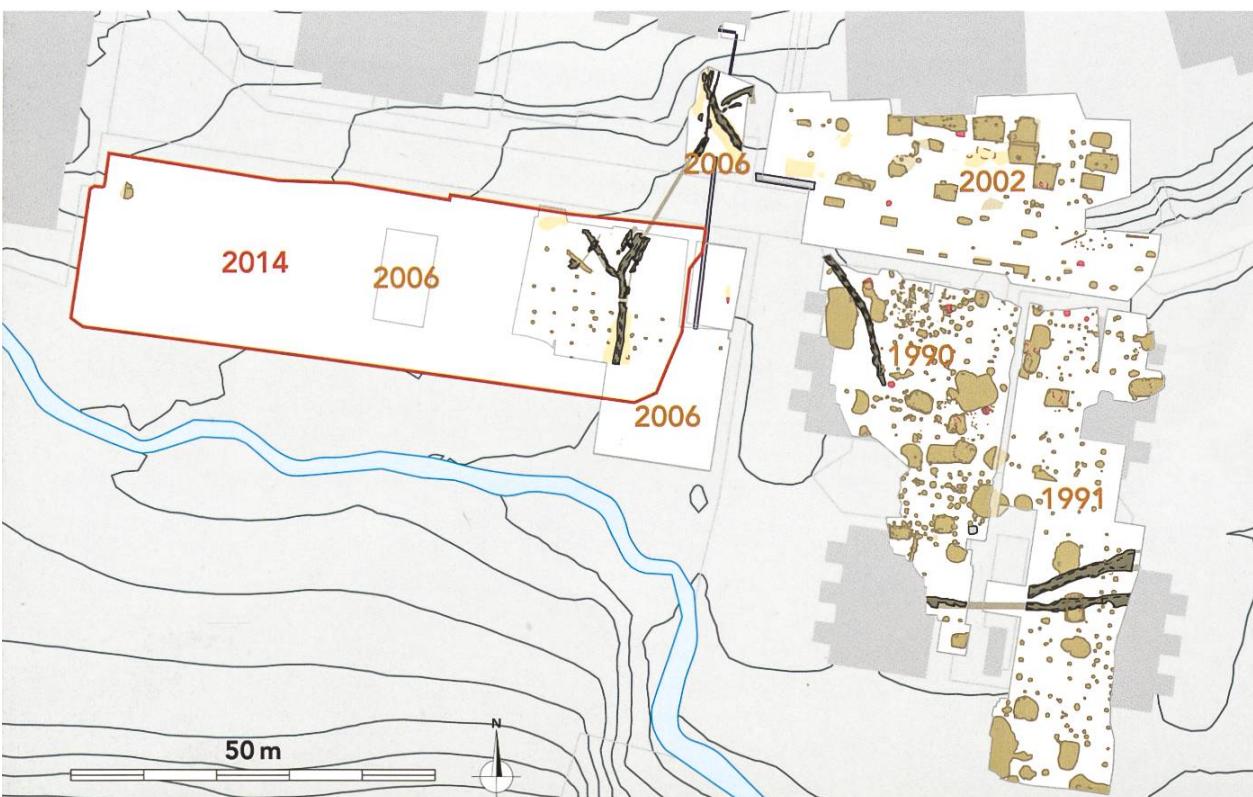
Das Röserntal, rund 500 Meter westlich der römischen Villa und des späteren Dorfes Munzach, war bereits mehrfach Schauplatz von Ausgrabungen, zuletzt 2006. Auslöser für die Untersuchungen waren Tausende von Schlackestücken, die beim Bau der Ostenbergstrasse im Jahr 1990 völlig überraschend zum Vorschein gekommen

sind und Abfallprodukte eines Eisengewerbes darstellen. Die damalige Notgrabung förderte nebst Gruben und Pfostenspuren einer ländlichen Siedlung denn auch eine Schmiedeesse, einen Ausheizherd sowie Überreste eines Rennofens aus dem 9.–12. Jahrhundert, also dem frühen und hohen Mittelalter, zu Tage.

**Grabung 1990,
Blick nach Westen:
Mit dem Bau der
Ostenbergstrasse
begann die Quartier-
erschliessung im
Röserntal.**



Die Lage der verschiedenen Grabungsfelder im Röserntal. Rot hervorgehoben: 2014.



Rasch war klar, dass diese Befunde Teil einer grösseren Siedlung sein mussten. Im Jahr 1991 löste ein bevorstehendes Bauprojekt zwischen der Ostenbergstrasse und dem Röserenbach eine Grossgrabung aus, welche die Ausdehnung der Siedlung eindrücklich aufzeigte: Dutzende von Gruben, Hunderte von Pfostengruben sowie mehrere Ka-

näle wurden freigelegt. Wahrscheinlich leiteten letztere Wasser aus der nur wenig weiter nördlich oberhalb der Fundstelle gelegenen «Brüelmatten» in die Siedlung, denn dieser Flurname weist auf wasserreiche Wiesen hin. Neben der Eisenverhüttung und -verarbeitung sind auch Glas- und möglicherweise Buntmetallverarbeitung nachgewiesen. Im Röserntal lag also eine eigentliche Gewerbesiedlung. Eine Urkunde aus dem 9. Jahrhundert legt nahe, dass sie durch das Kloster St. Gallen gegründet worden war.

Weitere Grabungen folgten in den Jahren 2002 und 2006 im Zuge der immer weiter fortschreitenden Überbauung des Areals um die Ostenbergstrasse. Im Frühjahr 2014 bot die bevorstehende Errichtung von zwei Mehrfamilienhäusern mit Einstellhalle vermutlich die letzte Chance, Teile dieser Gewerbesiedlung in einer grossen, zusammenhängenden Fläche zu untersuchen. Der Bauperimeter schloss unmittelbar westlich an die Grabung von 1991 an und überlagerte teilweise sogar jene von 2006. Dort hatte man aber bereits festgestellt, dass

die Funde und Befunde nach Westen hin ausdünnen. Während der Überwachung des Aushubs bestätigte sich dieser Eindruck. Mit Ausnahme von zwei kleinen undatierbaren Gruben am Westende der Fläche fanden sich keine Befunde mehr im Boden. Es ist daher anzunehmen, dass die maximale West-Ausdehnung der Handwerkersiedlung bereits 2006 erreicht worden ist.

Eine Überraschung hielt die Ausgrabung aber doch noch bereit: In einer Tiefe von rund 1,5 Metern wurden aus einer Schwemmschicht des Rösernbaches prähistorische Keramikfragmente geborgen. Bereits während der früheren Untersuchungen sind in den mittelalterlichen Horizonten auch einige bronze- und spätlatènezeitliche Objekte ans Licht gekommen. Die neuen, wesentlich tiefer gelegenen und noch nicht genau datierten Fundstücke hingegen wurden wohl bei einem Hochwasser hierher verlagert. Die Wahrscheinlichkeit ist hoch, dass sie ursprünglich aus der jungstein- oder bronzezeitlichen Siedlung am Bienenberg stammten, deren ungefähre Lage knapp

einen Kilometer nordwestlich der Fundstelle bislang jedoch erst durch einige Oberflächenfunde bekannt ist.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Februar und März 2014

Die prähistorischen Funde lagen im oberen Bereich des hellen Schwemklehm, der von dunklerem Gehängelehm überdeckt wird.



Reinach, Brunngasse: Immigration im frühen Mittelalter

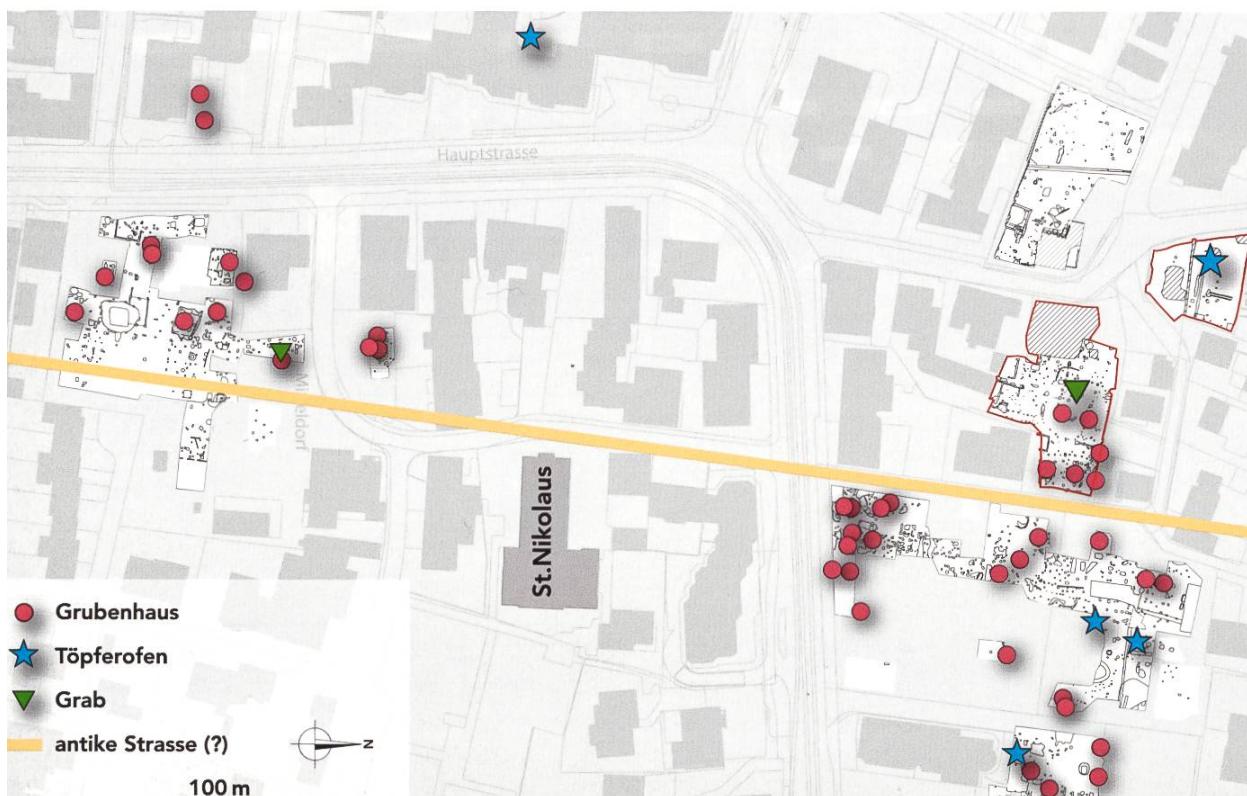
Reinach, Brunngasse.
Die neu untersuchten Areale (rot) liegen zwischen den Grabungen Brunngasse 2012 (oben) und Gemeindezentrum 2001 (unten)

Seit 1989 war der Ortskern von Reinach wiederholt Schauplatz grossflächiger Notgrabungen. Sie zeigen, dass hier ab der Mitte des 6. Jahrhunderts kontinuierlich gesiedelt wurde. Das neu untersuchte Areal liegt nach heutigem Kenntnisstand am Nordrand der Siedlung zwischen den Grabungen Gemeindezentrum (2001) und Brunngasse

(2012), wo jüngst der westliche Abschluss der früh- und hochmittelalterlichen Siedlung erfasst worden ist. Eine grosse Überbauung mitten in Reinach eröffnete der Archäologie Basel-Land nach 2012 erneut die Möglichkeit, die Kenntnisse zu einem der besterforschten früh- und hochmittelalterlichen Siedlungsplätze der Region zu vertiefen.

Die im Zeitraum von Herbst und Winter 2014 während rund zweieinhalb Monaten auf über 1800 Quadratmetern durchgeführte Grossgrabung auf vormals teilweise überbauten Parzellen erstreckte sich über zwei Areale: ein kleineres im Nordwesten und ein grösseres weiter südöstlich.

Die erwartete Abnahme der Besiedlungsdichte von Ost nach West wurde bestätigt: Speziell im nordwestlichen Grabungsareal fehlen mittelalterliche Siedlungsbefunde komplett. Dort zeigten sich generell nur wenige Bodeneingriffe. Am auffälligsten sind zwei Ost-West verlaufende Gräben, die anhand des in der Verfüllung enthaltenen Fundmaterials ins Mittelalter zu datieren sind.



Lotrecht zu ihnen stehen zwei weitere schmalere Gräben derselben Zeitstellung. Sie sind am ehesten als Drainagen oder als Spuren einer Parzellierung zu interpretieren.

Weiter westlich kamen die spärlichen Überreste eines frühmittelalterlichen Töpfervofens ans Licht – der insgesamt fünfte in Reinach. Wie die meisten anderen bestand er aus einer runden Brennkammer mit einer mittigen Zungenmauer, auf der die Tenne aus Steinplatten auflag, einem Einfeuerungskanal und einer ovalen Arbeitsgrube, von der die Brennkammer beheizt wurde. Aufgrund der schlechten Erhaltung des Töpfervofens waren nur noch die untersten Lagen im Boden erhalten. Auf dem Boden der Brennkammer fanden sich Sandsteine und dickwandige Keramikfragmente der sogenannten sandigen Drehscheibenware. Die Sandsteine stammen mit grosser Wahrscheinlichkeit von der Tenne, auf der das Brenngut gestapelt wurde.

Im südöstlichen Grabungsareal nimmt die Anzahl der mittelalterlichen Befunde wie erwartet

von Osten nach Westen leicht ab. Schon nach dem Voraushub zeichneten sich im hellen Birsschotter die dunklen Verfüllungen mittelalterlicher Grubenhäuser ab. Diese freistehenden, meist in Holz und Lehm errichteten Halbkeller nutzte man in erster Linie zum Weben. Nach ihrer Aufgabe wurden die offenen Gruben mit Siedlungsabfall

Das nordwestliche Areal mit den mittelalterlichen Gräben. In der Nähe des Baggers wird der frühmittelalterliche Töpfervofen untersucht.



Im hellen Birsschotter des südöstlichen Areals zeichnen sich dunkel die Grubenhausverfüllungen ab. Die Bestattung liegt unter dem kleinen Zelt.

und Erdreich aufgefüllt. Aus diesem Grund finden sich in den Erdschichten viele Gegenstände des täglichen Gebrauchs: Fragmente von Keramikgeschirr, Tierknochen sowie Metall- und Beinobjekte. Aus den sechs Grubenhäusern, die von der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts bis um 800 datieren, wurde ein reiches Fundmaterial

geborgen. Auffällig waren mehrere Kämme und Kammfragmente sowie Geweihstücke mit Sägespuren, die von der Beinverarbeitung zeugen (vgl. Kap. «Konservierungslabor»). Aus einem Grubenhause der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts stammt ein kleines Tonsiegel, das vermutlich geziert mit Hämatit eingefärbt worden ist – ein für diese Zeit äusserst seltener und bedeutender Fund! Ob die rote Färbung bereits den Rang des Siegelnden kennzeichnete, wie später im Mittelalter, wäre auf breiterer Basis zu prüfen. Ebenfalls nicht alltäglich ist der Fund einer kompletten Schmiedezange aus derselben Grube.

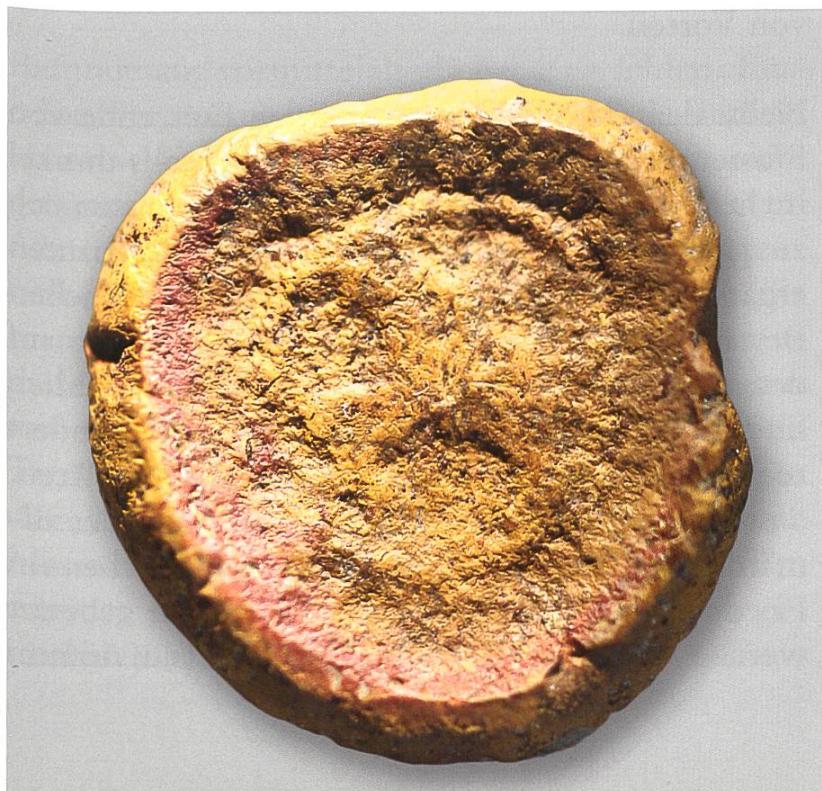
Von besonderem Interesse ist das Fundmaterial der beiden ältesten Grubenhäuser. Wie schon in den frühen Befunden der benachbarten Grabung Gemeindezentrum (2001) fällt auch hier ein grosser Teil der Keramik komplett aus dem vertrauten Rahmen. Vor allem eine sehr grobwandige handgeförmte, also nicht auf der Fusstopferscheibe hergestellte Keramik wirkt in dieser Zeit in der Region völlig fremd. Zum Teil verweisen Ton und



Magerung auf eine Herkunft aus dem südlichen Elsass, in einigen Fällen sind aber auch entferntere Provenienzen zu vermuten, etwa im Falle einer feintonigen gerippten Schale. Die genaue Herkunft dieser Funde ist über weitere Expertisen und Materialanalysen aber noch näher zu untersuchen. In die Abklärungen sind unbedingt auch die

übrigen, derzeit noch nicht gesichteten Funde mit einzubeziehen. So zeigten die Untersuchungen der Tierknochenreste aus der Grabung Gemeindezentrum, dass sich dieser «Input» im Fundmaterial auch an grösseren Schweinerassen abzeichnet, die sogar grösser waren als die Zuchtschweine der römischen Blütezeit!

Kleines Tonsiegel von 1,2 cm Durchmesser, mit Abdruck des Siegellings (Tier in Perlkreis?) sowie verzierte Kamm aus Hirschgeweih im Fundzustand.



Große handgeförmte Gefäße (links), eine germanische Rippenschale (oben rechts) und Knickwandtöpfe aus einem Grubenhaus des 6. Jahrhunderts.

Des Rätsels Lösung liefern zeitgleiche Friedhöfe aus der Umgebung: Offensichtlich kamen ab dem mittleren 6. Jahrhundert, also nach der Integration des Gebiets ins Frankenreich der Merowinger, Zuwanderer aus dem Oberrheintal in die Basler Region. Reich mit Waffen und Schmuck ausgestattete Gräber verraten dabei eine starke ger-

manische Komponente dieser Leute. Sie sorgten – wie das Beispiel Reinach zeigt – offensichtlich für einen kräftigen Aufschwung in der Besiedlung des offenen Landes. Hinter dem Schweineimport mögen besondere Vorlieben gestanden haben. Die anspruchslosen, für die Waldweide geeigneten Tiere waren in einer ersten Phase der Niederlassung und Urbarisierung jedoch auch ganz generell von Vorteil.

Nebst den Grubenhäusern wurden Dutzende von Pfostengruben entdeckt, die sich ebenfalls dunkel im hellen Schotter abzeichneten. Einige liessen sich zu ganzen Grundrissen ebenerdiger Holzbauten ergänzen. Der Fund einer frühmittelalterlichen Bestattung mitten im Siedlungsareal ist nur auf den ersten Blick eine Überraschung. Tatsächlich sind derartige «Hofgrablegen» im 7./8. Jahrhundert recht häufig. Man versucht sie damit zu erklären, dass man in der Zeit die alten Ortsgräberfelder allmählich aufgab und noch nicht alle Menschen im Friedhof bei der Kirche zur letzten Ruhe gebettet werden wollten. Beim bestatteten Individuum



handelt es sich mit grosser Wahrscheinlichkeit um einen Mann zwischen 18 und 25 Jahren. Die Lage des Toten verrät nichts Auffälliges: Er wurde auf dem Rücken bestattet, sein Kopf lag im Westen, mit Blick gegen die aufgehende Sonne im Osten. Beigaben sind keine vorhanden. Auffällig ist die geringe Tiefe des Grabes. Es lag lediglich 70 Zentimeter unter der heutigen Oberfläche.

Befunde aus vormittelalterlicher Zeit fehlen. Einzelne Fragmente römischer Baukeramik sind als Hinweis auf einen nahen, bisher aber noch nicht genauer gefassten römischen Gutshof zu werten. Aus der Neuzeit wurden nebst diversen Pfostenstellungen auch einige Gruben dokumentiert, die man in den damaligen Hinterhöfen an der Brunnengasse ausgehoben hatte. In ihnen wurden Hausrat und Bauschutt entsorgt oder Schlachtabfälle und Tierkadaver verscharrt. Ein totes Rind wurde vor dem Zuschütten offenbar mit Kalk bedeckt. Diese Massnahme zur Desinfektion deutet darauf hin, dass das Tier an einer ansteckenden Krankheit gestorben war.

Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Bericht: Reto Marti und Jan von Wartburg
Anthropologie: Viera Trancik, IAG Aesch
Materialanalyse des Siegels: Erwin Hildbrand,
Tiziana Lombardo, Schweizerisches National-
museum, Zürich
Oktober bis Dezember 2014

Die frühmittelalterliche Bestattung lag in geringer Tiefe und wurde beim Voraushub durch den Bagger teilweise zerstört.



**Wintersingen,
Hauptstrasse 39.**
**Der «rätselhafte
Skelettfund» führte zu
einigem Rauschen im
Blätterwald.**

Wintersingen, Hauptstrasse 39: viel Aufregung um ein altes Grab

Über das Osterwochenende sorgte ein Skelettfund in Wintersingen, der bei Aushubarbeiten im Gartenbereich einer Liegenschaft im Unterdorf ans Licht gekommen war, für viel Aufregung. Gleich mit mehreren Einsatzfahrzeugen rückte die Kantonspolizei aus, um den Tatort zu sichern. Auch der Kantonsarchäologe wurde aufgeboten, um den

Fund zu begutachten und die Freilegung zu unterstützen.

Beim Eintreffen der Fachleute steckten indes nur noch einige Teile des Skeletts im Boden. Beim Freipräparieren zeigte sich, dass die Person ziemlich exakt in West-Ost-Richtung, mit Blick gegen die aufgehende Sonne, beigesetzt worden war. Die Hände lagen offenbar seitlich am Becken. Spuren eines Grabeinbaus, der Kleidung oder von Beigaben waren im gut durchlüfteten, relativ lockeren Gehängeschutt nicht erhalten.

Dennoch deutete schon die reguläre Lage und der Zustand der Knochen an, dass der Tote voraussichtlich kein Fall für die Kriminalermittler sein würde. Die Untersuchung vor Ort zeigte vielmehr, dass in der Verfüllung des Grabs Fragmente eines weiteren Skeletts lagen, was auf einen Bestattungsplatz hinweist, der über längere Zeit benutzt wurde. Die sogleich angeordnete gerichtsmedizinische Untersuchung bekräftigte den Befund: Gemäss dem Institut für Rechtsmedizin der Universität Basel handelte es sich bei der bestatteten Person



um einen etwa 14–15-jährigen Jüngling, der nach dem Zustand der Knochen zu schliessen «mehrere Jahrzehnte, am ehesten sogar 100 Jahre oder mehr» im Erdreich gelegen haben dürfte.

Dieser Ansicht schliessen sich die Archäologen gerne an, auch wenn der Fund bisher noch nicht mittels C14-Analyse genauer datiert ist. West-Ost-Orientierung und Armlage weisen auf eine Bestattung aus dem früheren Mittelalter. Vermutlich gehörte die Bestattung zu einer sogenannten Hofgrablege – eine Sitte, die besonders im 7./8. Jahrhundert verbreitet war, als die alten Friedhöfe ausserhalb der Siedlungen allmählich aufgegeben und Begräbnisse bei den nun allerorten entstehenden Kirchen gängig wurden. Es scheint, dass einige Familien diese Mode nicht oder erst nach einigem Zögern übernommen haben und ihre Verstorbenen lieber bei ihrem Hof bestatteten. Vielleicht besteht mit der neuen Fundstelle sogar ein Zusammenhang mit dem im Unterdorf zu suchenden mittelalterlichen «Freihof», also einem Herrenhof, der in späterer Zeit im Besitz der Grafen von Thierstein erscheint.

Wintersingen besass vermutlich schon seit dem 8. Jahrhundert eine eigene Kirche. Verschiedentlich wird in alten Quellen von Grabfunden aus der Umgebung berichtet, die sich derzeit jedoch weder genauer datieren noch lokalisieren lassen.

Bericht: Reto Marti

In der Skizze von Georg Friedrich Meyer von 1680 ist die Fundstelle rot markiert. Im Hintergrund rechts die Kirche (Staatsarchiv Baselland).



Lausen. Gartenweg 6.
Die Situation um
1752 mit der Kirche
St. Nikolaus inmitten
von Wiesen und dem
Dorf im Hintergrund.
Lavierte Federzeich-
nung von Emanuel
Büchel (Staatsarchiv
Basel-Stadt).



Lausen, Gartenweg 6: neue Erkenntnisse zum alten «Bettenach»

Die Lage der Kirche weit ausserhalb des Ortskerns von Lausen war lange Zeit ein Rätsel. Sagen und Legenden machten sogar den Teufel dafür verantwortlich. Erst mit den Bauboom des 20. Jahrhunderts kam das Gotteshaus ins Dorf zu liegen. 1935 – beim Baugrubenaushub für eines dieser Häuser oberhalb der Kirche – stiess man auf die Fundamente eines offenbar römischen Gebäudes. Zudem kamen bei verschiedenen Gelegenheiten immer wieder mittelalterliche Funde zum Vorschein. Der Verdacht erhärtete sich, dass die Kirche ursprünglich eben doch mitten in einem Dorf gestanden hatte, das nach einem alten Flurnamen zu schliessen wohl «Bettenach» hiess. Wie die verwandten Orte mit entsprechender Namensendung auf -acum – Sissach, Munzach, Reinach, Dornach etc. – dürfte auch Bettenach gallorömischen Ursprungs sein.

Grabungen in der Kirche St. Nikolaus Anfang der 1970er-Jahre förderten Reste von Vorgängerbauten zu Tage, die bis ins 6. Jahrhundert zurück reichen. Eine spätere Grossgrabung in den Jahren 1985–1992 im Bereich des Friedhofs beseitigten die

letzten Zweifel: Bei Bettenach handelte es sich um ein abgegangenes Dorf mit Kirche. Die Siedlung entstand in der frühen Römerzeit im 1. Jahrhundert, wohl als Gutshof und Kopfstation der römischen Wasserleitung, die von der heutigen Gemeindegrenze zwischen Liestal und Lausen nach

Eine Mauerecke des – wohl römischen – Steinbaus, der 1935 im Hang oberhalb der neuen Fundstelle entdeckt wurde.



Die neue Grabung (rot)
liegt am Hangfuss,
im Bereich der bisher
bekannten Fundstellen
von 1935 (A), 1985–
1992 (B) und 1970/71
(C, Kirche).

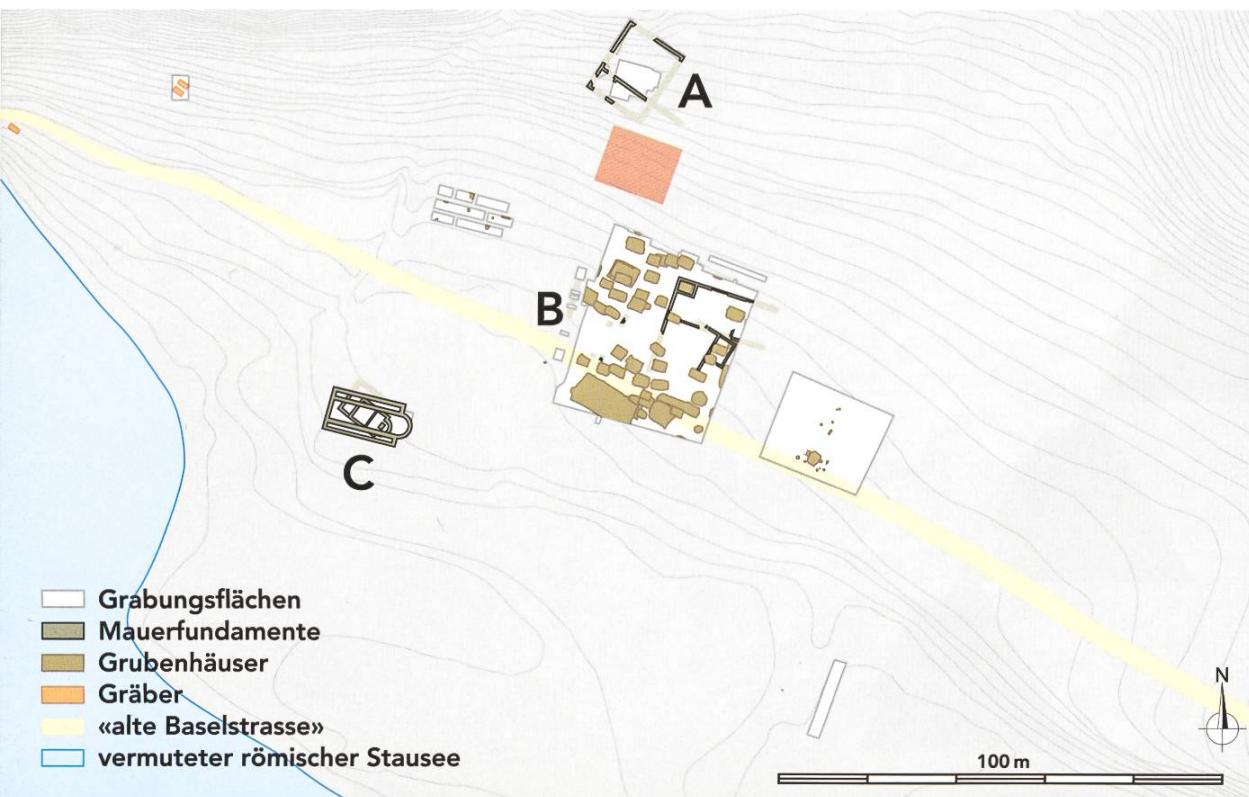
Augusta Raurica verlief und die Koloniestadt mit fliessendem Wasser versorgte. Vermutlich wurde die Ergolz hier zu diesem Zweck gestaut.

Im Frühmittelalter erwuchs aus dem Gutshof eine grössere Siedlung, vermutlich ein fränkischer Königshof. Bedeutende Funde – darunter Reste von

wertvollem Metallgeschirr und Gewandschliessen mit Glas- und Emaileinlagen – sowie die Tatsache, dass der Ort rund 1200 Jahre kontinuierlich besiedelt blieb, machen Bettenach zu einem Modellfall der römisch-mittelalterlichen Archäologie, der weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt ist.

Nachdem die letzte Grabung in Bettenach bereits 14 Jahre zurücklag, bot der bevorstehende Bau eines Einfamilienhauses am Gartenweg, am Hangfuss nördlich der Grossgrabung von 1985–1992 und unmittelbar unterhalb des 1935 entdeckten Gebäudes die Gelegenheit, eine zentrale Stelle der Siedlung unter die Lupe zu nehmen.

Die Notgrabung erfolgte vor dem Start des Bauprojekts. Dies bot ein genügend grosses Zeitfenster, um die Befunde sorgfältig dokumentieren zu können. Gleichzeitig kam es zu keinerlei Bauverzögerungen. Die zehn Wochen dauernden Untersuchungen haben unsere Kenntnisse zu dieser bedeutenden Fundstelle erheblich erweitert. Unter

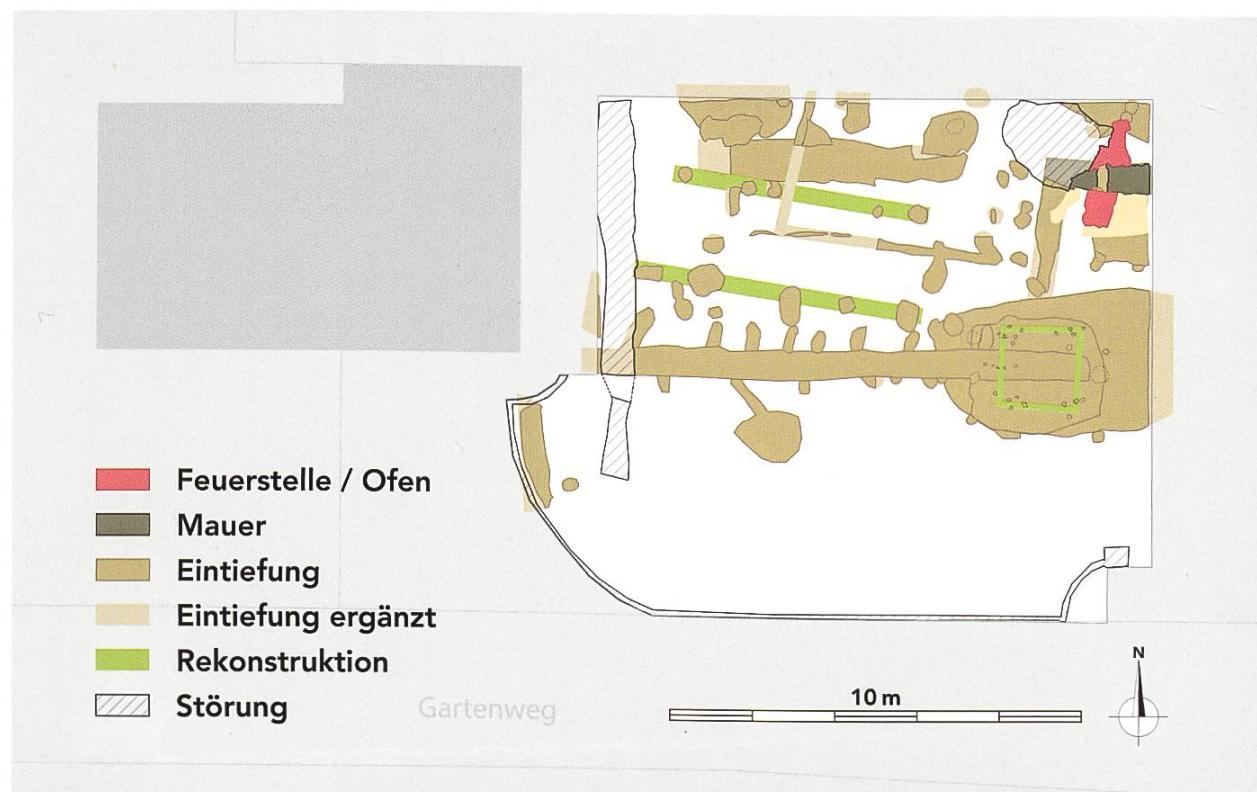


den Resten einer Terrassierung, die im 19. Jahrhundert vermutlich für den Rebbau angelegt wurde, kamen Dutzende von Pfostengruben, Schwellbalkengräben, vier Grubenhäuser und die Reste eines Steinbaus zum Vorschein.

Befunde aus der Römerzeit fanden sich keine, trotz der Nähe zum römischen Gebäude. Zahlreiche Fragmente von Bau- und Gefäßkeramik zeigen aber die römerzeitliche Nutzung des Areals deutlich an. Die vier Grubenhäuser, die wie gehabt als kleine freistehende Webkeller gedient haben dürften, wurden nach den Funden in der Verfüllung zu schliessen in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts, um 600, im 9./10. Jahrhundert beziehungsweise um 1100 aufgegeben. Auf der Sohle eines Grubenhauses fand sich eine grünliche Lehmschicht, die auf hohe Konzentrationen von Fäkalien hinweist. Ob dort zeitweilig Haustiere gehalten wurden oder ob während des Verfüllvorgangs besonders viel Mist in der Grube entsorgt wurde, lässt sich nicht mehr ermitteln.

Die Pfostengruben und die Schwellbalken zeugen zum mindest teilweise von ebenerdigen Holzbauten. Aufgrund der bescheidenen Grabungsfläche war keines dieser Gebäude in seiner gesamten Ausdehnung fassbar. Es ist jedoch gut möglich, dass sie an den ebenfalls erst ausschnittsweise bekannten Steinbau in der Nordostecke anschlossen.

Gesamtplan der Grabung. Auffällig ist das Fehlen von Befunden in der südlichen Grabungshälfte.



Die Verfüllungen der
Grubenhäuser zeichnen
sich im anstehenden
Kies deutlich ab.

Dieses frühmittelalterliche Gebäude – nunmehr bereits das dritte seiner Art – ist von grosser Bedeutung. Nach der Römerzeit und vor dem 13. Jahrhundert waren gemörtelte Steinbauten im ländlichen Raum ausserordentlich selten und einer sehr vermögenden Klientel vorbehalten. Lei-

der liess sich vom jüngst nachgewiesenen Beispiel bisher nur die nordwestliche Gebäudecke fassen. Sie überlagert ein Grubenhäuschen des 9./10. Jahrhunderts und wird selber vom einem weiteren Grubenhäuschen der Zeit um 1100 durchschlagen. Diese Abfolge und die im Innern geborgenen Funde zeigen, dass der Steinbau im Laufe des 10. Jahrhunderts errichtet wurde. Er ist damit der jüngste der bisher vor Ort erfassten festen Bauten. Der älteste stammt vermutlich – wie der erste Sakralbau unter St. Nikolaus – noch aus dem 6. Jahrhundert, der mittlere gehört in die Zeit von 800–1000, also in die Karolingerzeit.

In den letzten erhaltenen Steinlagen des aufgehenden Mauerwerks zeichnete sich der Rest eines nachträglich durch die Mauer geschlagenen, brandgeröteten Kanals ab, der eine Feuerstelle innerhalb des Steinbaus mit dem Wohnraum eines mutmasslichen, direkt angrenzenden hölzernen Gebäudetrakts verband. Letzterer, ganz am Grabungsrand gelegen, liess sich aufgrund der Situation und diverser Störungen archäologisch bisher nicht einwandfrei nachweisen. Westlich davon



zeugen gleich orientierte Schwellbalkengräben jedoch von weiteren Anbauten in Holz. Im Umfeld des brandgeröteten Kanals fanden sich auffällig viele Bruchstücke dicker tönerner Bodenplatten, wie sie in der Römerzeit für Hypokauste verwendet wurden. Fragmente mehrerer napfförmiger Keramikgefäße sind offensichtlich als Bruchstücke von Ofenkacheln zu interpretieren.

Die Situation deutet demnach auf einen Kachelofen hin, der vom steinernen Wohntrakt aus befeuert wurde und eine angrenzende Stube heizte. Der Ofen datiert gemäss Form und Machart der Keramik noch klar ins 10. Jahrhundert. Ähnliche Gefäßfragmente waren bereits in Grubenhausverfüllungen der Grabungen 1985–1992 zum Vorschein gekommen.

Mit dem neuen Befund ist die Deutung dieser Gefäße nun klar. Er ist der älteste Nachweis für einen Hinterlader-Kachelofen der Region, und da der Kachelofen eine mittelalterliche Erfindung des Oberrheintals war, ist es derzeit sogar der älteste Befund dieser Art in ganz Europa!

Aus dem Umfeld des Steinbaus stammt auch der Beschlag einer kostbaren vergoldeten Buchschliesse einer Prunkhandschrift. Er zeigt, dass in Bettenebach auch wertvolle Manuskripte lagerten. Die neue Grabung unterstreicht damit einmal mehr die ausserordentliche Bedeutung des Fundplatzes.

Ein in mehrerlei Hinsicht kostbarer Fund: teilweise freigelegter Beschlag einer vergoldeten Buchschliesse (vgl. Kap. «Konservierungslabor»).



Zivi Tobias Lüthi beim
Abbau der Verfüllung
eines mittelalterlichen
Grubenhauses.

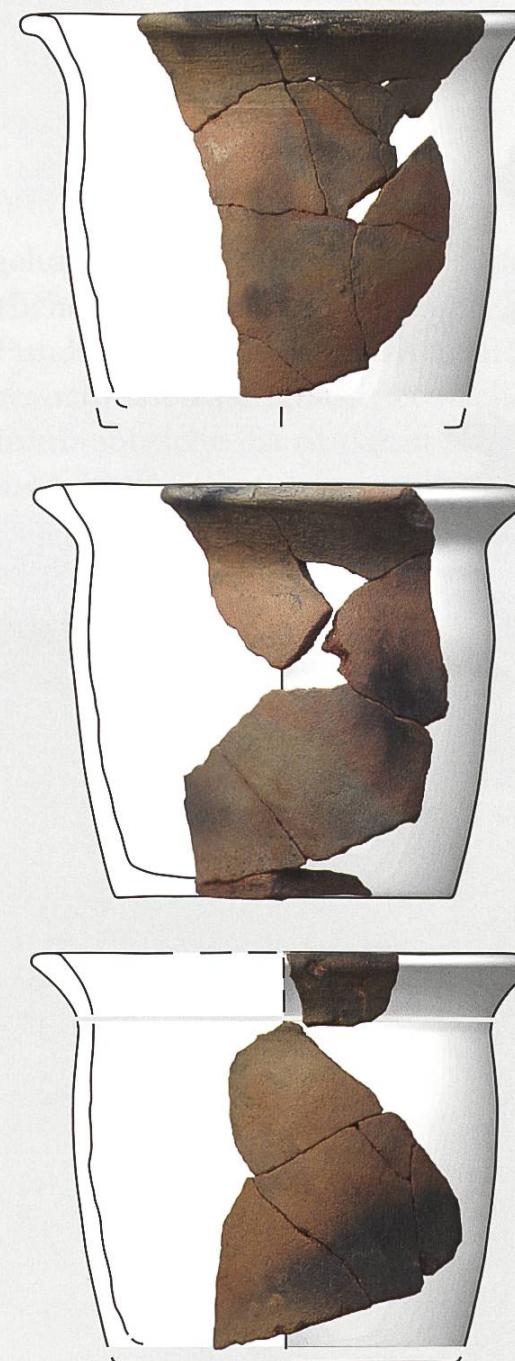
In der Südhälfte des Grabungsareals kamen fast keine Befunde mehr zum Vorschein. Dies kann unterschiedliche Ursachen haben. Es ist möglich, dass im Mittelalter hier ein Weg durch die Siedlung führte, der eine Überbauung verhinderte. Da aber keine derartigen Hinweise gefunden wurden, bietet sich die zweite Möglichkeit als wahrschein-

lichere an: Zu einem unbestimmten Zeitpunkt nach der Aufgabe von Bettenach wurde das Gelände derart umgestaltet, dass die ursprünglich im Boden erhaltenen Befunde hier gekappt wurden. Dies könnte beispielsweise passieren, wenn eine natürliche Geländeterrasse beim Bau einer modernen Strasse abgebaut wird.

Die neue Grabung weist eine Befunddichte auf, die nur entstehen konnte, wenn ein Areal über mehrere Jahrhunderte permanent besiedelt wurde. Das an bester Lage am Hangfuss situierte Steingebäude mit dem frühen Kachelofen ist ein weiterer Hinweis auf die sehr vermögende Bewohnerschaft von Bettenach. Weitere Forschungen müssen zeigen, ob hier nicht – wie schon vermutet – gar ein Königshof vorliegt. Nach 1200 bricht die Besiedlung ab. Ab diesem Zeitpunkt finden sich bis zur Terrassierung des Geländes im 19. Jahrhundert keine weiteren Hinweise auf menschliche Tätigkeiten.

Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Bericht: Reto Marti und Jan von Wartburg





links:

Die letzten Spuren der Heizanlage: im Vordergrund die Herdstelle, die über einen Feuerungskanal die Mauer in der Bildmitte quert. Im Hintergrund sind die erst teilweise abgebauten Reste des Ofens – Baukeramikstücke, verbrannter Lehm und Kachelfragmente – erkennbar.

rechts:

Kachelfragmente vom Ofen des 10. Jahrhunderts. Mindestens 13 Gefäße lassen sich unterscheiden. Da auch die gut erhaltenen höchstens zu einem Viertel überliefert sind, dürfte ihre ursprüngliche Zahl deutlich höher liegen. M 1:3.



Liedertswil, Mörlifluh.
Der Blick von der Fluh
nach Nordosten in
Richtung Liedertswil
(unten links) gewährt
eine prächtige
Aussicht.

Liedertswil, Mörlifluh: eine neue Burg im Baselbieter Burgenland

Eine direkte Folge aus der intensivierten Zusammenarbeit der Archäologie Baselland mit ehrenamtlichen «Spähern» ist die grosse Zahl von neuen Entdeckungen ausserhalb der Bau- und Siedlungsgebiete – Zonen, die im Tagesgeschäft der Notgrabungen und Bauuntersuchungen klar zu kurz kommen. Dabei werden nicht nur bekannte Fundstellen begangen und überwacht. Nicht selten stossen die Späher bei ihrer Feldforschung auch auf bisher völlig unbekannte Fundplätze.

Ein besonders spektakulärer Erfolg ist dabei Bruno Jagher gelungen. Über einem abgelegenen Seitental bei Liedertswil, auf einem hoch aufragenden Bergkamm tief im Faltenjura, stiess er auf Funde des hohen Mittelalters: unter anderem ein paar Pfeileisen und einen Reitsporn. Der Sporn verweist ins 10. oder frühere 11. Jahrhundert. Die massiven Varianten der Pfeilspitzen gehören eher ins 12. Jahrhundert, der Sporn im Besonderen, vermutlich aber auch die Waffen zudem in ein adeliges Milieu. Der Verdacht lag deshalb nahe, dass Bruno Jagher eine neue frühe Adelsburg entdeckt hatte.

Eine Begehung des Ortes offenbarte dann tatsächlich deutliche Indizien für eine frühe Burgenanlage. Die Fundstelle liegt auf 890 Metern Höhe am Ende eines schmalen Felsgrats, der nach Osten in die Mörlifluh abbricht. Es ist damit die höchstgelegene Burg des Baselbiets! Etwa 45 Meter weiter westlich zeigt der Bergrücken einen künstlichen

Der eiserne Reitsporn und die Pfeilspitzen lassen auf eine Adelsburg des hohen Mittelalters schliessen.



Einschnitt in Form eines Halsgrabens. Im Innern des so definierten Areals sind ohne Grabungen keine Spuren von Mauern oder einer Überbauung zu erkennen. Vergleichbare Burgen wie etwa der Altenberg bei Füllinsdorf zeigen jedoch, dass man die Umfassungsmauern derart früher Anlagen gerne weit in den Hang hinaus gesetzt hat,

um Platz zu gewinnen. Deshalb waren sie später Erosion und Hangrutschungen stark ausgesetzt. Im Innern standen in der Zeit oft nur Holzbauten, die im Boden kaum Reste hinterlassen haben.

Südlich der Burgstelle, am Fuss des Felsens, sind Spuren eines Weges auszumachen, die weiter un-



Blick nach Osten über den schmalen Bergrücken. Im Hintergrund ist der Einschnitt des Halsgrabens erkennbar. Er markiert den Beginn des dahinter liegenden Burgareals.

ten im Wald in einen noch deutlich erkennbaren Hohlweg münden. Das Gelände ist in der Zwischenzeit grossräumig abgesucht, um Raubgräbern zuvorzukommen. Dabei gab es nur sehr wenige weitere Funde. Es stellt sich daher die Frage, wie lange und wie intensiv die Anlage genutzt wurde. Für eine frühe Aufgabe spricht nicht zuletzt, dass sie keinerlei Niederschlag in den Schriftquellen gefunden hat. Es gibt auch kein frühes Adelsgeschlecht, das sich nach einer Burg um Liedertwil nannte.

Über 70 mittelalterliche Burgstellen sind mittlerweile aus dem gesamten Gebiet des Kantons Baselland bekannt. Dies schmälert den Wert der neu entdeckten Burg – so wenig wir derzeit über sie wissen – indes keineswegs, denn sie zeigt, dass schon im frühen Hochmittelalter auch abgelegene Seitentäler des Jura herrschaftlich erschlossen wurden. Vielleicht spielte die Eisengewinnung, die damals in den Fokus des Adels rückte, eine Rolle bei der Wahl der aus heutiger Sicht auffällig abgelegenen Siedlungsstelle. Mit der Mörlifluh wurde zudem derselbe Höhenzug als Standort gewählt,

der gut drei Kilometer weiter östlich bei Waldenburg die Gerstelfluh bildet – ebenfalls mit Spuren einer frühen Burg, über die wir erst wenig wissen.

Örtliche Leitung: Andreas Fischer und Reto Marti
Bericht: Reto Marti

Das einzige eindeutig erkennbare Element der Befestigungsanlage ist der in den Fels gebrochene Halsgraben.



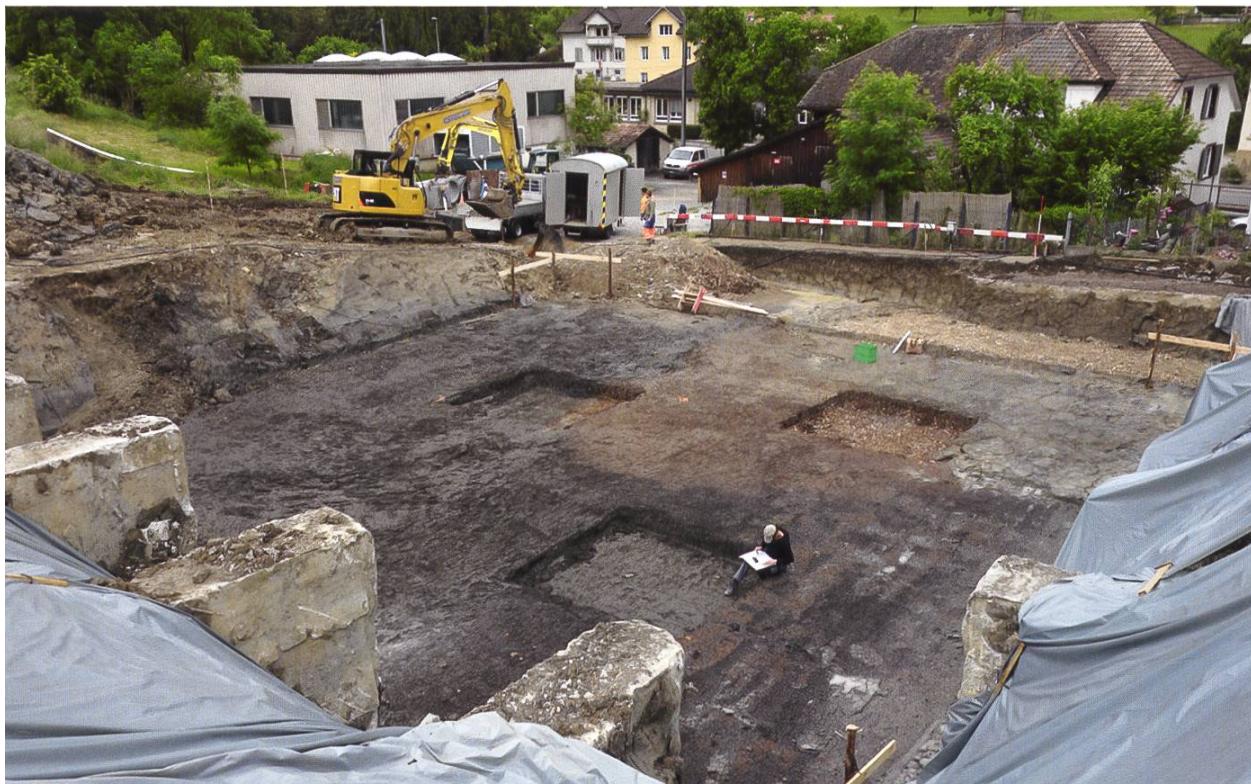
Niederdorf, Dorfgasse: eine Viehweide aus dem Jahre 1295

Niederdorf, Dorfgasse.
Claudia Spiess bei der Entnahme der Erdproben und der Dokumentation des Oberbodens von 1295.

Einer der interessantesten Befunde aus den zahlreichen diesjährigen Baustellenkontrollen betrifft das mittelalterliche Onoldswil, das später in Ober- und Niederdorf aufgeteilt wurde. Er stammt von der Dorfgasse in Niederdorf. Das Bauvorhaben liegt in der archäologischen Schutzzone des Bergrutsches vom Dielenberg, der gemäss einem Ein-

trag in den Colmarer Annalen 1295 die Frenke so stark staute, dass diese «den obersten Teil der Kirche vor den Augen der Menschen verbarg». Deshalb überwachte die Schreibende die Aushubarbeiten. Immer klarer zeichnete sich dabei an den Böschungswänden das Bild von Rutschmassen ab, weshalb der Geoarchäologe Philippe Rentzel beigezogen wurde, um die Situation zu untersuchen. In einer ersten Analyse stellte dieser fest, dass sich unter den über fünf Meter mächtigen, grauen tonigen Rutschmassen Moose, Gräser und weitere Pflanzen erhalten hatten. Einige Pflanzenreste wiesen immer noch die grünliche Färbung des Chlorophylls auf, was die perfekte Erhaltung illustriert.

Gemäss den *Annales Colmarienses Majores* (1270–1305) ereignete sich der Erdrutsch vor dem 28. Juli. Der Befund bietet deshalb eine einzigartige Momentaufnahme der (früh-) sommerlichen Vegetation in einem Haupttal des östlichen Jura vor über 700 Jahren. Um ihn genauer unter die Lupe zu nehmen, wurden mehrere geoarchäologische und



archäobotanische Proben entnommen und zur Untersuchung an das IPNA der Universität Basel weiter geleitet.

Die ersten geoarchäologischen Resultate zeigen einen mittelalterlichen, über viele Jahrzehnte genutzten Humushorizont. Hinweise auf Pflugspuren oder dass man Abfälle zur Düngung eingebracht hätte, ergaben die bodenkundlichen Untersuchungen nicht.

Im Labor wurden dem Sediment zehn Proben für die Pollenanalyse und je eine Probe ober- und unterhalb des ehemaligen Oberbodens für die Untersuchung der grösseren Pflanzenreste entnommen. Die archäobotanischen Untersuchungen sind zwar noch nicht abgeschlossen, aber erste Aussagen sind bereits möglich. Es dominieren Grünlandpflanzen, und die Artenkombination verrät, dass es sich wohl um eine Weide handelte und nicht um eine gemähte Wiese. Darauf weisen die zahlreichen Funde von Kammgras hin, aber auch das Vorhandensein von Sporen von Pilzen, die sich auf

Tierdung entwickeln. In der Umgebung breitete sich zudem der Wacholder aus, der sich dank seiner stechenden Nadeln gegen Tierfrass wehren kann.

Die Weide muss einen bunten Anblick geboten haben, wobei die Gelbtöne dominierten. Besonders häufig waren Wiesen-Margerite, Hahnenfuss,

Unter den blaugrauen tonigen Rutschmassen zeichnet sich der ehemalige Oberboden in Form eines dunklen organischen Humushorizonts ab.



**Detail der freigelegten,
stark mit Moosen
bewachsenen Weide.**

Zottiger Klappertopf, Kriechendes Fingerkraut, Wiesen-Flockenblume, Wiesen-Pippau, Spitz-Wegerich, mehrere Kleearten und ganz besonders der Löwenzahn. Dieser war zur Zeit des Erdrutsches gerade am fruchten, so dass die Weide eine Meer von «Pusteblumen» bildete. Ganze Köpfchen fanden sich im Sediment eingepresst. Anhand des

blühenden Löwenzahns lässt sich der Zeitpunkt des Erdrutsches auf das spätere Frühjahr oder den Beginn des Sommers eingrenzen.

Die Weide dürfte eher feucht gewesen sein. Darauf deuten die zahlreichen Moose hin, aber auch das Vorkommen der Ross-Minze oder der heutzutage seltenen Natterzunge. Und sie scheint mit Stallmist gedüngt worden zu sein, was die angekohlten Getreidedruschreste in den Proben erklären würde. Die Mehrzahl der vorhandenen Pflanzenarten deutet auf nährstoffreiche Bedingungen, einzig das Zittergras ist ein typischer Vertreter der Magerrasen. Man darf die Weide von Onoldswil demnach als nährstoffreiche Fettwiese bezeichnen. Die Weide könnte mit Obstbäumen bestockt gewesen sein, denn es fanden sich regelmässig Pollen von Kernobstbäumen. Diese sind in derartigen Analysen normalerweise nur schwer nachweisbar, da sie durch Insekten bestäubt werden und daher weniger Pollenflug stattfindet.

Die Pollenfunde verraten auch einiges zur Umgebung des ehemaligen Ortes Onoldswil. Insge-



samt überwiegen Nichtbaumpollen sehr deutlich. Getreidepollen – darunter auch Roggen – und Ackerunkräuter wie Breitsame und Kornblume weisen auf Getreidefelder in der näheren Umgebung hin. Bei den Baumpollen dominiert die Waldföhre. Die Waldbäume Buche, Eiche, Weißtanne und – mit sehr geringen Werten – auch Fichte sind regelmässig vertreten. Daneben sind die Lichtungs- und Niederwaldzeiger Hasel, Birke, Erle und Hainbuche recht häufig. Dies deutet generell auf eine weitgehend entwaldete und stark genutzte Umgebung hin. Das Roden der Wälder an den Hängen dürfte denn auch die Ursache für den Erdrutsch gewesen sein.

Die Untersuchungen der Baugrube an der Dorfstrasse in Niederdorf haben ein höchst ungewöhnliches und sehr reiches Archiv zur Umweltgeschichte im Waldenburgertal ans Licht gebracht. Die geoarchäologischen und archäobotanischen Untersuchungen werden fortgesetzt, weshalb noch mit weiteren eindrücklichen Einblicken in die Weidegründe von Onoldswil zu rechnen ist. Bleibt zu hoffen, dass dereinst auch einmal Sied-

lungsreste mit derart perfekter Erhaltung zum Vorschein kommen.

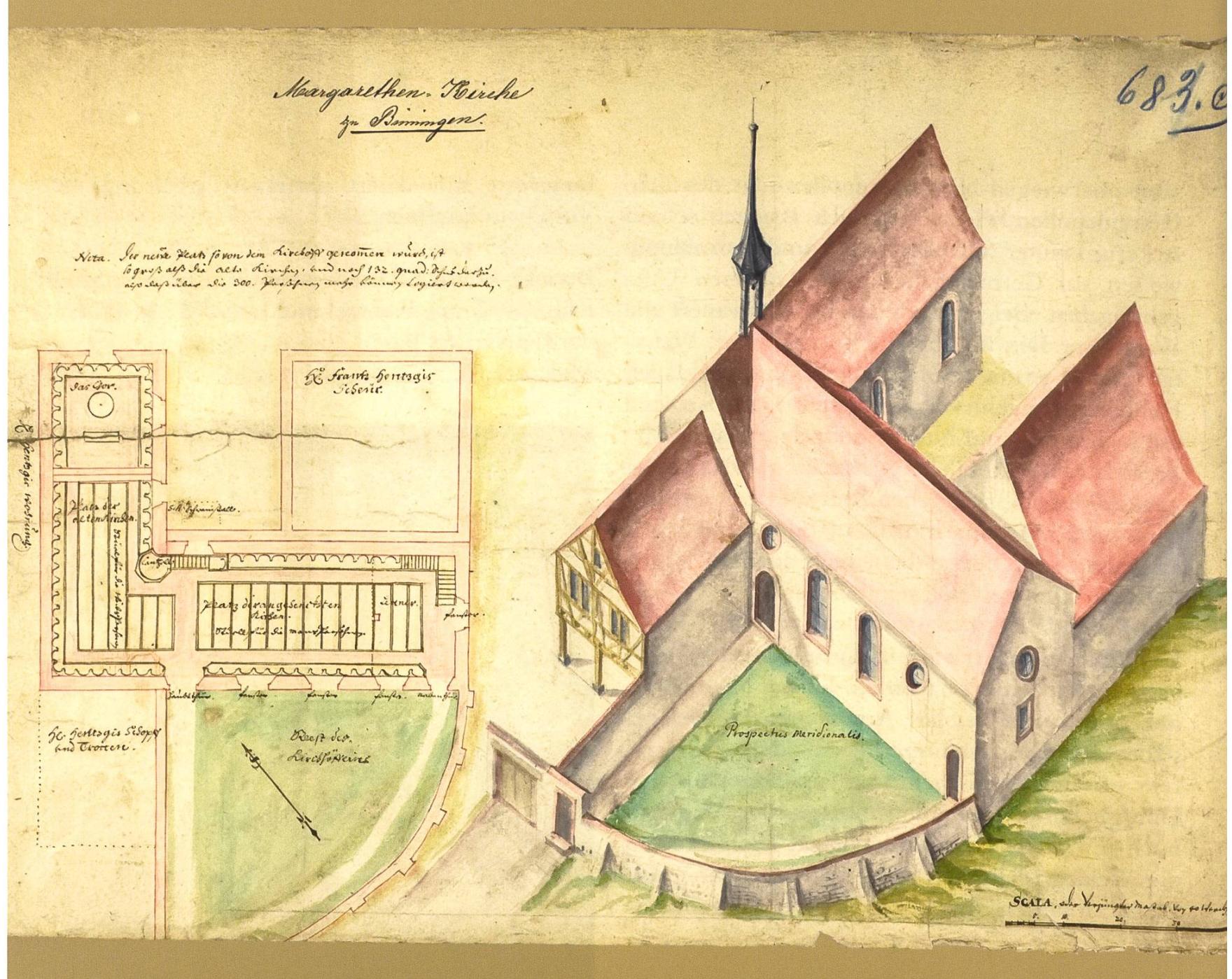
Bericht: Simone Kiefer sowie Örni Akeret, Marlu Kühn, Philippe Rentzel und Lucia Wick, IPNA der Universität Basel

Mai 2014

Moose und ein gut erhaltenes Löwenzahn-Köpfchen aus dem Jahr 1295.



Binningen, St. Margarethen. Entwurf zur Kirchenerweiterung von Georg Friedrich Meyer aus dem Jahr 1671. Dieser Vorschlag wurde 1673 umgesetzt, was eine Verkleinerung des Kirchhofs zur Folge hatte (Staatsarchiv Baselland).



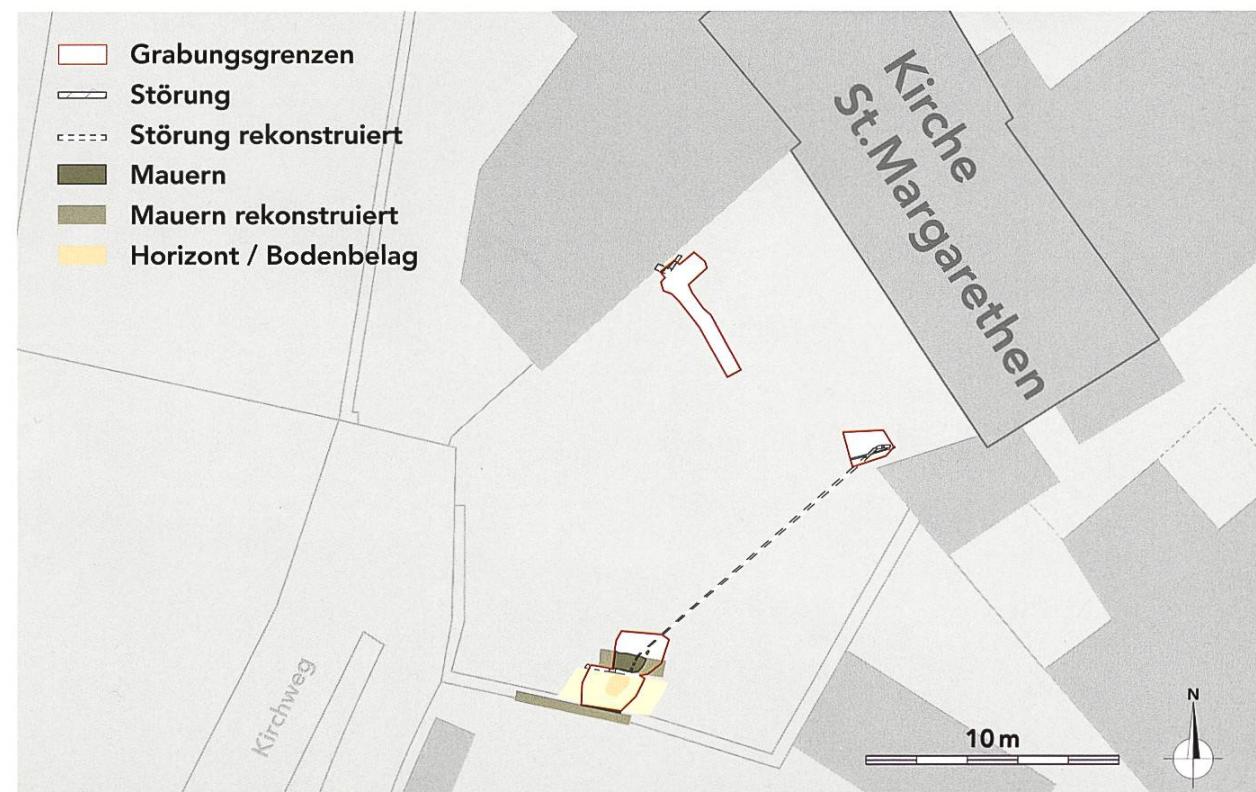
Binningen, St. Margarethen: letzte Ruhe und stilles Örtchen

Im Herbst begleitete die Archäologie Basel-Land die Reparatur einer Dachwasserleitung und den Aus- hub einer Sickergrube im Hof der Kirche St. Margarethen in Binningen. Das markant auf einem Hügel über der Stadt Basel thronende Gotteshaus wurde 1251 erstmals urkundlich erwähnt. Es bildete ab dieser Zeit den Mittelpunkt einer Pfarrei, die neben Binningen auch Bottmingen und Gundeltingen umfasste. Zuvor war St. Margarethen der Kirche St. Ulrich in Basel unterstellt.

Grabungen im Innern (1962/63) zeigten, dass die Kirche einen Vorgängerbau in Form einer einfachen Saalkirche mit eingezogenem Triumphbogen besass, der womöglich noch vor 1000 datiert. Im Laufe des Zeit wurde die Kirche mehrmals umgebaut. Eine einschneidende Veränderung war ihre Vergrösserung im Jahr 1673. Dabei wurde der bestehende Bau fast komplett abgerissen und mit einem zusätzlichen, rechtwinklig angesetzten Südschiff neu errichtet. Dieser ungewöhnliche Grundriss wird als «Winkelhakenkirche» bezeichnet, wie sie zum Beispiel auch aus Wintersingen überliefert ist.

Der von den Bauarbeiten betroffene Kirchhof befindet sich südlich des Südschiffes. Er hatte sich ursprünglich weiter gegen Nordosten ausgedehnt, wurde aber durch den Bau des Südschiffes in seiner Grösse dezimiert. Gemäss Berichten war er in der Neuzeit dermassen überbelegt, dass beim Ausheben eines neuen Grabes jeweils alte Sarg- und

Die Lage der Kirche, des südlich angrenzenden Kirchhofs sowie der 2014 geöffneten Gräben.



An der westlichen Aussenfassade des Kirchhofs wurde 2008 eine Pforte freigelegt, die mit dem neu entdeckten Durchgang korrespondiert.

Knochenreste oder gar noch unverweste Leichname zu Tage traten. Dieser unerträgliche Zustand verlangte nach Abhilfe. Karl Gauss erwähnt in seinem Werk «Die Kirche zu St. Margarethen» von 1930, dass im Jahr 1679 zuerst ein nahe Stück Ackerland als «äusserer Friedhof» eingerichtet worden sei. Diesen hätte man anlässlich einer Süd-

erweiterung des Kirchhofs 1721 aber aufgegeben. Dabei wurde die bestehende Kirchhofmauer abgerissen und weiter südlich eine neue Umfassung errichtet. Als auch diese Vergrösserung nicht mehr alle Bestattungen aufnehmen konnte, wurde im Jahr 1813 schliesslich der heute noch bestehende Friedhof St. Margarethen eröffnet.

Aufgrund der hohen Belegungsdichte war die Wahrscheinlichkeit hoch, dass man bei den Erdarbeiten im Kirchhof auf Gräber stossen würde. Der Aushub forderte dann effektiv die Reste einiger Skelette zu Tage. Es zeigte sich jedoch, dass sie nicht mehr *in situ*, sondern wild durcheinander lagen. Offenbar sind bereits beim Bau der Dachwasserleitung Bestattungen angeschnitten und die Reste beim Zudecken des Grabens wieder eingefüllt worden.

Überraschend kam auch ein Ost-West verlaufender Mauerabschnitt ans Licht, der in einem Abstand von rund 1,7 Metern parallel zur heutigen südlichen Kirchhofmauer verläuft. Im Bereich dazwischen waren keine Bestattungen zu finden.



Stattdessen wurde rund 1,1 Meter unter dem heutigen Niveau des Kirchhofs ein Betonboden angetroffen. Die beiden Innenwände der Mauern waren mit einem Betonputz versehen – offenbar der ehemalige Bereich eines Durchgangs. Dieser lief auf eine zugemauerte Pforte in der westlichen Kirchhofmauer zu, die man 2008 anlässlich einer Renovation wiederentdeckt hatte. Die Inschrift «Pissoir» im Sturz erklärt die Funktion des neu entdeckten Ganges zumindest während eines gewissen Zeitraums. Der Gang beziehungsweise das stille Örtchen dürfte nach 1945 überflüssig geworden sein, als man in der Sakristei WC-Anlagen einbaute. In einem Plan aus den 1950er-Jahren ist der Gang jedoch immer noch eingezeichnet.

Der Neufund wirft die Frage auf, wo der südliche Abschluss der Kirchhoferweiterung von 1721 lag: auf Höhe des neu entdeckten Fundaments oder der heute noch sichtbaren Mauer? Ersteres ist durchaus möglich. Andernfalls könnte die neu entdeckte Mauer auch erst später entstanden sein, etwa für die Einrichtung des Gangs entlang der Südmauer. Falls dies zutrifft, dürfte diese Bautätigkeit aber

erst nach 1813, nach Aufgabe des Kirchhofs als Bestattungsplatz, erfolgt sein. Auf dem Falknerplan von 1869 ist der Kirchhof in seiner heutigen Ausdehnung eingezeichnet.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Oktober 2014

Blick vom Kirchhof gegen Südwesten. Im Vordergrund die neu entdeckte Mauer, die parallel zur heutigen Friedhofmauer im Hintergrund verläuft.



Laufen,
Delsbergerstrasse 52.
Die Hauptfassade in
den Dimensionen von
1578.



Laufen, Delsbergerstrasse 52: ein Stück spätmittelalterliche Vorstadt

Die Jahreszahl «1578» am Scheunentor sowie die sechs über den Wohn- und Ökonomieteil ziehenden Fensterachsen versprachen eine interessante Gebäudegeschichte der sogenannten «Fürstenmühlescheune». Diese steht als mächtiger Bau in der Vorstadt und reiht sich an der Ausfallstrasse nach Delémont in eine Häuserzeile ein. Die Her-

kunft des Namens ist uns unbekannt. Das im Torbogen eingemeisselte Mühlenrad weist zwar auf einen betrieblichen Zusammenhang mit der gegenüber situierten Mahlmühle hin. Diese ist mit angeblichem Baujahr 1592 gemäss Inschrift jedoch jünger. Im Weiteren diente die «Fürstenmühlescheune» spätestens seit dem 16. Jahrhundert neben wirtschaftlichen auch wohnlichen Zwecken.

Der angestrebte Einbau von mehreren Eigentumswohnungen führte zu massiven Eingriffen in die historische Struktur und hatte umfassende Abbrucharbeiten zur Folge. Nur mit grossen Opfern vermochte das Architektenteam den Konflikt zwischen modernen Nutzungsanforderungen und historischem Bestand zu lösen. Die Archäologie Baselland rettete die Hausgeschichte aufs Papier. Einige Rätsel behält das alte Haus jedoch für sich.

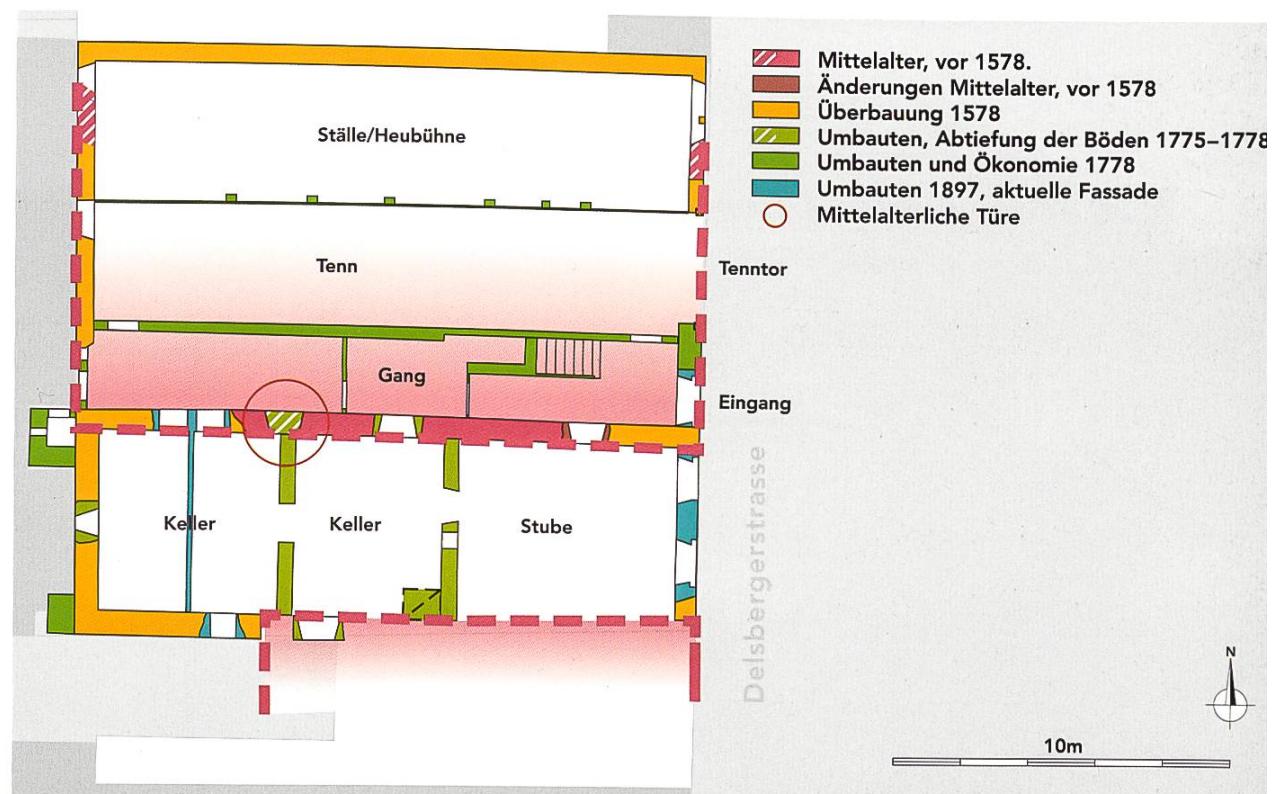
Aus Archivmaterial ist bekannt, dass die Vorstadt von Laufen ab der Mitte des 15. Jahrhunderts als eigenes Gemeindewesen galt. Die Bauuntersuchungen und Grabungen im Hofbereich brachten nun tatsächlich erstmals nachweisbare spätmit-

telalterliche Mauerzüge und eine kleine verfüllte Grube mit Keramik aus dieser Zeit zum Vorschein. Die noch über 60 Zentimeter dicke aktuelle Gangmauer stammt gemäss den neuen Untersuchungen ebenfalls noch aus dem Mittelalter und diente damals als Aussenwand. Ein aus Kalktuffstein gestaltetes Türgewände mit Rundbogen und gefasten Kanten sowie die Laibung weisen den späteren Wohnbereich im Süden als ursprünglichen Aussen- und die Gangseite im Norden als damaligen Innenbereich aus. Mauerreste dieser ersten, nicht genauer datierbaren Phase erstrecken sich über etwa zehn Meter Richtung Strasse und finden sich ebenso im ersten Obergeschoss, wo möglicherweise eine zweite Türöffnung dazu gehörte. Die Bodenniveaus der Geschosse lagen einen halben Meter höher als aktuell. Die genaue Ausdehnung dieses Vorgängerbaus ist nur zu vermuten. Indizien, dass die Parzelle bereits im Mittelalter in aktueller Tiefe überbaut war, liefern altägyptische Mauerreste in der Strassenfassade und in der rückwärtigen Mauer jeweils oberhalb des Stalls. Die Funktion dieses ersten nachweisbaren Steingebäudes bleibt unbekannt. Es muss jedenfalls eine

spezielle Bedeutung besessen haben, da die Häuser im Stadtinnern im 15. Jahrhundert meist noch aus Holz gezimmert waren.

Ein Absatz im ersten Obergeschoss sowie unterschiedliche Mauercharaktere legen eine grosszügige Erhöhung – Reparatur oder Ausbau – der

Grundriss des Ergeschosses mit eingetragenen Bauphasen.



**Die rückseitige Fassade
mit dem Abortanbau
in den Ausmassen von
1578.**

ältesten Mauerpartie im heutigen Gangbereich nahe. Im Zuge dieser Massnahme wurden im Erdgeschoss und im ersten Obergeschoss zwei Türen und ein bis zwei Fenster eingebaut. Der Bau scheint demnach gegen Süden freistehend gewesen zu sein. Nach den Türlaibungen zu schliessen, befanden sich die Räume immer noch im Norden

besagter Mauer. Die Verbindung dieser Bauphase mit einer Giebelkante, die auf ein flach geneigtes Pfettendach hinweist, ist archäologisch nicht gesichert.

Die nachfolgende Überbauung erstreckte sich über die gesamte aktuelle Parzellenbreite. Die älteste und bislang südliche Fassadenmauer diente fortan als Trennmauer zweier Gebäudeteile. Das bisher offenbar nicht überbaute Gelände im Süden wurde nun ebenfalls zum Innenraum. Der neue Steinbau stiess im Süden an das inzwischen steinerne Nachbargebäude, dessen Dachneigung auffallend asymmetrisch verlief: Nach vorne scheint es an die Strasse gebaut gewesen zu sein, gegen den Garten jedoch einige Meter kürzer als das Untersuchungsobjekt. Dort schloss es mit einem Eckverband aus Kalktuffsteinen ab. Diese nachbarliche Hausecke ist im Untersuchungsobjekt noch über drei Geschosse sichtbar. Da die Giebelmauer des Nachbars keine Fensteröffnungen aufweist, rechnete man entweder schon bei deren Errichtung mit dem Anbau der «Fürstenmühlescheune» oder nahm Rücksicht auf einen nicht mehr nachweis-



baren Holzbau, der spätestens jetzt abgebrochen und durch Stein ersetzt wurde. Unser Neubau besaß bereits die heutige Tiefe von rund 18 Metern, zwei Vollgeschosse sowie ein Dachgeschoss. Eine bauzeitliche Fensteröffnung nach Süden im ersten Obergeschoss war als schmales Stichbogenfenster mit Tuffsteingewände ausgebildet. Eine seiner Lai-bungen bediente sich beim tuffsteinernen Eckverband des Nachbarn. Auch die flache Dachneigung von lediglich 20 bis 22 Grad orientierte sich am angrenzenden Gebäude. Hinweise auf die Dach-deckung fehlen. Die vermauerten Balkenlöcher in der Giebelmauer des Nachbarn sowie die Abdrü-cke der Streichbalken im gartenseitigen Bereich nahmen weiterhin Rücksicht auf das spätmittel-alterliche Bodenniveau der bisherigen, jedoch auf die andere Seite orientierten Maueröffnungen. Reste einer gegen die Strasse gerichteten Fenster-nische im ersten Obergeschoss weisen dem Raum eine Wohnfunktion zu.

Diverse Befunde belegen auch für den nördlichen Gebäudeteil, die heutige Ökonomie, zwei Ober-geschosse und ein Dachgeschoss. Die Niveaus der

Böden stehen in Bezug zum südlichen Wohnbau. Das Erdgeschoss scheint hingegen bereits abgetieft worden zu sein und die heutige Flurhöhe erreicht zu haben. Der Dachraum wies eine Firsthöhe von 3,5 bis 4 Metern auf. Mauerflicke deuten auf die Lage von First- und Mittelpfetten hin. Das Pfet-tendach brauchte kein Innengerüst. Trotz der

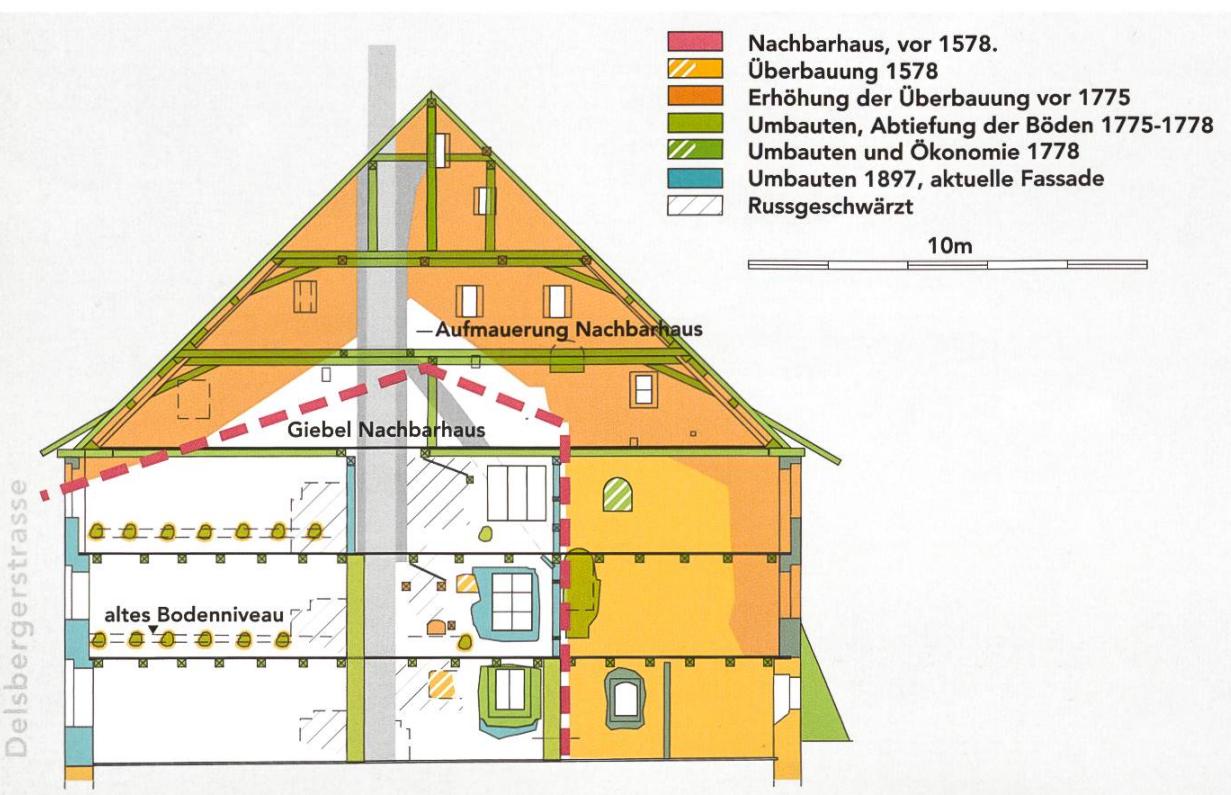
An der nördlichen Giebelwand des Ökonomieteils ist die ältere, flachere Dachneigung deutlich ablesbar.



Die Innenansicht der südlichen Giebelwand mit eingetragenen Bauphasen.

geringen Neigung von 22 Grad war es nach der Lattung zu schliessen mit Tonziegeln gedeckt. Der damalige Dachverlauf ist in der Nordgiebelmauer noch deutlich ablesbar. Er ähnelt sehr dem Verlauf des Daches des südlichen Gebäudeteils. Dieser Dachtypus lässt sich aufgrund baselstädtischer Vergleiche in die Zeit zwischen der Mitte des 14.

und dem Beginn des 16. Jahrhunderts datieren. Hier in Laufen scheint man reine Pfettendächer jedoch noch etwas länger errichtet zu haben. Die jüngste Konstruktion gehört hier ins Jahr 1578, datiert durch einen eichenen Torsturz mit dieser Jahrzahl, der mit dem Befund im Verband steht. Stalltüre und -fenster waren wahrscheinlich bereits in ähnlicher Weise wie heute ausgebildet, mit etwas schmalerem Fenster, wie Abdrücke im Eichensturz zeigen. Neben den drei kleinen Fenstern in der strassenseitigen Trauffassade war der Giebel Richtung Stadt lediglich mit einem in der Ecke zur Strasse gelegenen Fenster versehen.



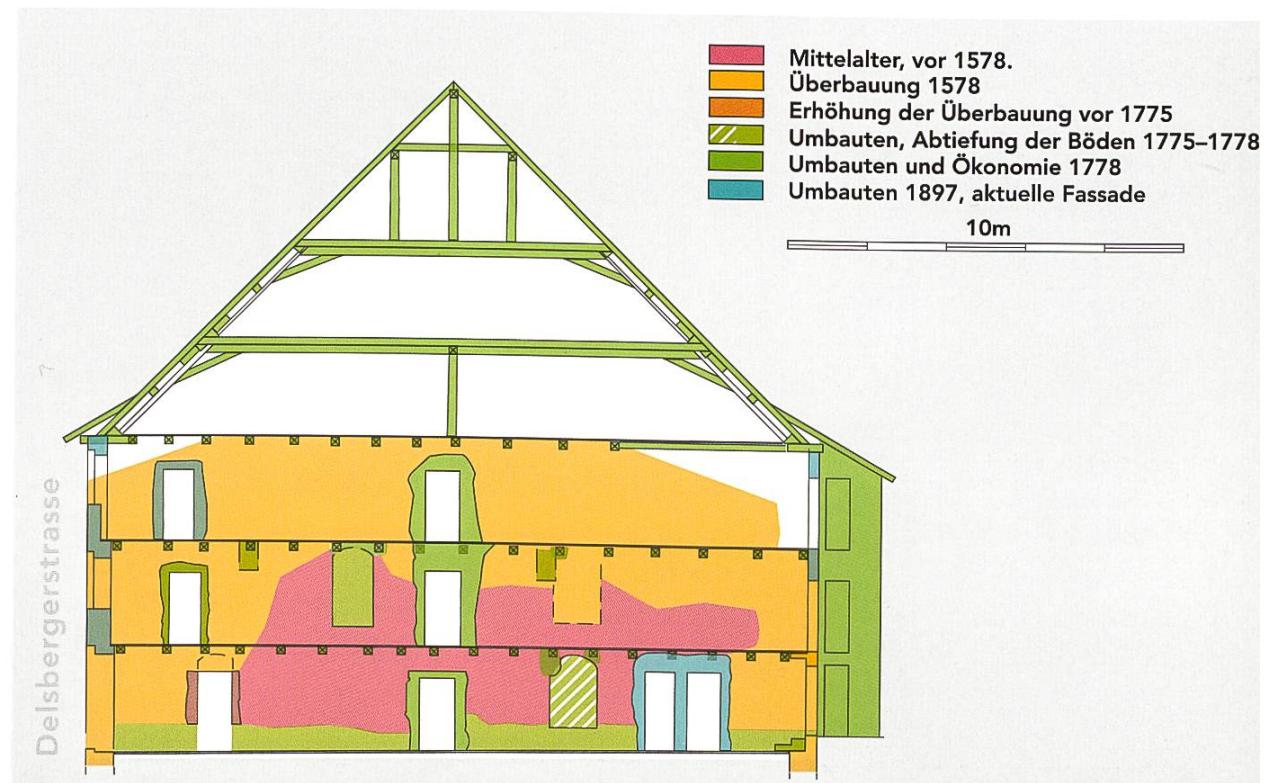
Es ist davon auszugehen, dass der nördliche Giebel zum Untersuchungsobjekt und nicht zum Nachbarhaus gehörte. Mit der Überbauung oder der Versteinerung der nördlichen Parzelle wurde aber nicht lange gewartet. Dieser Neubau zeichnete sich ebenfalls durch ein sehr flaches Dach aus, das sich gerade einmal 10 Zentimeter über dasjenige der Ökonomie erhob. Dieses Dach war mit Biber-schwanzziegeln gedeckt, deren Reste noch erhalten sind. Anhand der im Mauerwerk der «Fürs-

tenmühl scheune» erkennbaren Giebelkanten ist somit der Versteinerungsvorgang und der Ablauf der Reihenüberbauung entlang der Ausfallstrasse Richtung Delémont über die Länge von immerhin vier Gebäuden archäologisch gut greif- und rekonstruierbar.

Der nächste Umbau betraf das Dach des nördlichen Nachbarn. Dieses wurde vor 1775 erhöht und in ein steileres Sparrendach umgewandelt. Es erhielt ein Firstfenster. Die Dachräume der beiden Nachbarhäuser waren also bereits aufgestockt und nach oben erweitert worden. Dann entschloss man sich – ebenfalls noch vor 1775 – das Untersuchungsobjekt ebenfalls grosszügig zu erhöhen und die beiden bisher getrennt überdachten Wohn- und Wirtschaftsteile unter einem gemeinsamen Dach zu verbinden. Aus den zwei flachen Pfettendächern wurde ein dreigeschossiges Sparrendach mit einem gemeinsamen Stuhl und einer Firstlinie. Diverse Balkenlöcher in den Giebelfeldern weisen auf diese Vorgängerkonstruktion, die 1775–1778 vollständig ersetzt worden sein muss. Das Dach bezog sich fortan auf tiefere

Bodenniveaus der unteren Geschosse. Das heisst, die spätmittelalterlichen Böden wurden im Zuge dieser Bauphase um 50–60 Zentimeter abgesenkt, das Erdgeschoss des Wohnteiles abgegraben und untermauert. Die Wohngeschosse wurden durch zwei Wände jeweils in drei Räume unterteilt. Die älteren Tür- und Fensteröffnungen wurden

Ansicht der Gangmauer zum Wohnteil, Blick nach Süden, mit eingetragenen Bauphasen.



Blick vom Heuboden gegen die strassen-seitigen Fachwerk-kammern.

mit einer Ausnahme zugemauert. Es entstand in jedem Geschoss eine zentral gelegene Türe, die in den jeweiligen mittleren Raum führte. Im ersten Obergeschoss lässt sich in diesem Raum erstmals eine Herdstelle nachweisen. Diese stand am Südgiebel, bestand aus einem etwa 50 Zentimeter hohen Sockel und einem Kaminhut. Auf dessen

Höhe man eine Lichtnische ausgebrochen hatte. Da im Geschoss darüber nichts auf einen Schlot hinweist und sich lediglich eine grossflächig verpichte Wand zeigt, ist wohl von einem hier installierten Funkenfang auszugehen, wobei der Rauch weiter durch die offene Decke und frei durch den Dachraum entwichen sein muss. Zumindest das erste Obergeschoss, das übliche «Piano Nobile», war mit einer rauchfreien Stube, wahrscheinlich sogar mit Kachelofen, ausgestattet.

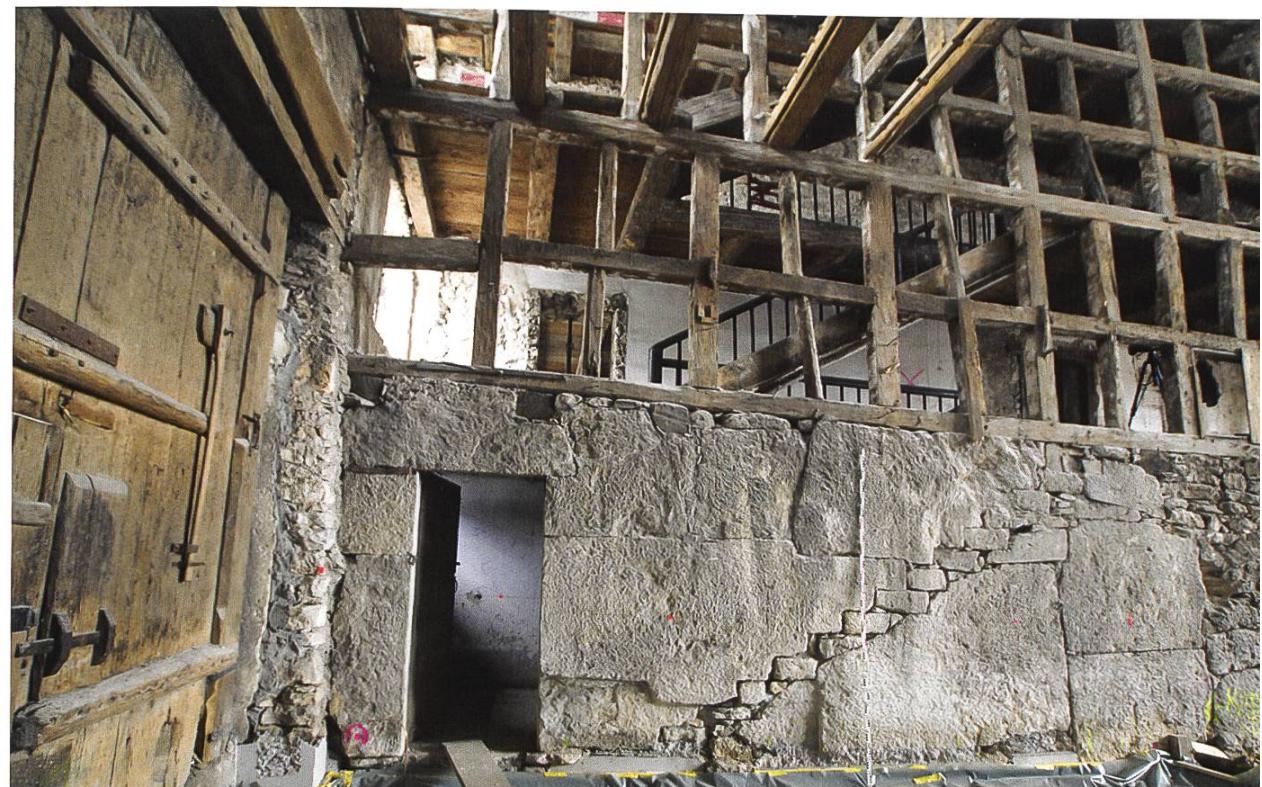
Aus uns unbekannten Gründen wurde das neue Dach während eines grossen Umbaus zwischen 1775/76 (Dendrochronologie) und 1778 (Bauinschrift) entfernt und durch das aktuelle ersetzt. Möglicherweise war das nördliche Nachbarhaus oder die Gartenseite der Ökonomie teilweise eingestürzt und hatte das Dach derart stark in Mitleidenschaft gezogen, dass es erneuert werden musste. Jedenfalls zeigt die rückwärtige Hausecke zwischen Gebäude Nord und Ökonomie eine grossflächige Reparatur. Spuren eines Brandes wurden keine erkannt. Während der gut zweijährigen Bauzeit wurden beide Trauffassaden erneu-



ert und neu befenstert. Weiteren Wohnkomfort brachte der Einbau eines Kamins. Im Erdgeschoss darf mit einer Herdstelle und einem Hinterladerofen gerechnet werden. Die bereits bestehende Herdstelle im ersten Obergeschoss wurde beibehalten, der Kaminhut jedoch entfernt und der Rauch mittels schräg montiertem Brett in den daneben verlaufenden Schlot geleitet. Das aktuelle Dach weist keine Verrussung auf. Auch die Deckenbalken der Stuben sind nicht geschwärzt. Sie waren wohl seit dem Einbau mit Täfer verkleidet, wie es im Erdgeschoss noch erhalten ist. Die teils wiederverwendeten Deckenbretter aus der Zeit vor dem ersten Rauchschlot erkennt man anhand ihrer Verrussung. Die Ökonomie erhielt rückseitig eine Fassade aus Fachwerk, die Geschosse wurden mit neuen Deckenbalken ausgestattet. Der Innenausbau der Ökonomie mit Stall, Tenn und Heubühnen stammt aus dieser Zeit. Spätestens jetzt wurde nördlich entlang der spätmittelalterlichen Giebelmauer ein Gang abgetrennt. Sein Sockelgeschoss bestand aus massiven aufgestellten Kalksteinplatten megalithischen Ausmasses von rund fünf Quadratmetern. Sie bildeten die Unterlage

für die darauf gestellte Fachwerkwand. Ob die Platten aus dem nahe gelegenen Laufenthaler Steinbruch im Schachletten hergeführt wurden, ist unbekannt. Der Gang diente fortan zur Erschliessung der Obergeschosse. Diverse Öffnungen aus dieser Zeit enthalten Steinspolien mit spätgotischen Phasen, wahrscheinlich vom Vorgängerbau von 1578.

Blick vom Tenn auf die 1775/78 erstellte «megalithische» Gangwand mit dahinterliegender Steintreppe.



**Linke und rechte Hälfte
des mittelalterlichen
Türgewändes, das
heute durch eine
Mauer getrennt wird.**

Während der langen Bauzeit scheinen sich die Bedürfnisse geändert zu haben und das Ausbaukonzept wurde entsprechend angepasst. So machte die gestiegene Nachfrage nach Wohnraum den Ausbau eines Teils der Ökonomie nötig. Die Kammern auf der Strassenseite im zweiten Obergeschoss erweisen sich gegenüber dem Dachstuhl

als eigenständige Konstruktion. So mutet das Nebeneinander von Stichbalken und den als Dachbalken geeigneten Deckenbalken gleichen Alters unlogisch an. Eventuell wurde auch erst während dem Umbau entschieden, rückwärtig einen Abortturm anzubauen. So erscheinen die Öffnungen für die Fenster und die geschossweisen Zutritte zum Abort als beim Abbinden nicht bedachte Zutat und nachträglich etwas unbeholfen eingeflickt. Die untersuchte Baugrube des angebauten Turms enthielt Keramik, die gut in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts passt.

Es folgte der Einbau einer Herdstelle im zweiten Obergeschoss am Südgiebel. Sie lag im Bereich des heutigen Küchenfensters, ist aber an einem zugegipsten Deckenloch noch erkennbar. Der Rauch wurde von einem eigenen kurzen Schlot aufgenommen und weiter oben seitlich in den bereits bestehenden Kamin geleitet. Wann die Kammern in der Ökonomie mit einer Herdstelle versehen wurden, ist unklar.



Eine weitere Bauphase liefert die dritte Jahreszahl 1897 am Tenntor. Sie dürfte kleinere Reparaturen im Haus sowie die aktuelle Gestaltung der Hauptfassade umfasst haben. Teils wurden die Fenster etwas verändert. Die Obergeschosse erhielten neue Türdurchbrüche, die nun direkt vom Gang in die Stube führten. Der Gang respektive das Wohnzimmer müssen eine andere Bedeutung in der damaligen Wohnkultur des Hauses erhalten haben. Die wahrscheinlich bis dahin getäfelten Stubendecken wurden in den Obergeschossen vergipst. Nur die Stubendecke im Erdgeschoss hat ihren barocken Charakter von 1778 noch behalten. Die Obergeschosse strahlten in ihrem letzten Zustand eher eine klassizistische Moderne mit spätbarocken Elementen aus: zeitgenössische unifarbenige Kachelöfen, Sockeltafer an den Wänden, einfache Stuckatur an der Decke. Die gartenseitigen Räume wurden jeweils durch eine Bretterwand nochmals in zwei Kammern unterteilt. Diese Unterteilung ist unter anderem anhand der unterschiedlichen Zargen abzulesen. – Nun warten die neuen Eigentümer auf die neue Ausstattung. Da das Gebäude

bloss kommunal geschützt ist, war nur der Erhalt der Hülle wichtig.

Durchführung: Anita Springer und Claudia Spiess

Bericht: Anita Springer

Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
Juli und Oktober 2014

**Der Bogen des
Tenntores ist mit
einem Mühlrad
und verschiedenen
Inschriften versehen.**



Liestal, Rathausstrasse 5: ein Neubau unter Basler Herrschaft

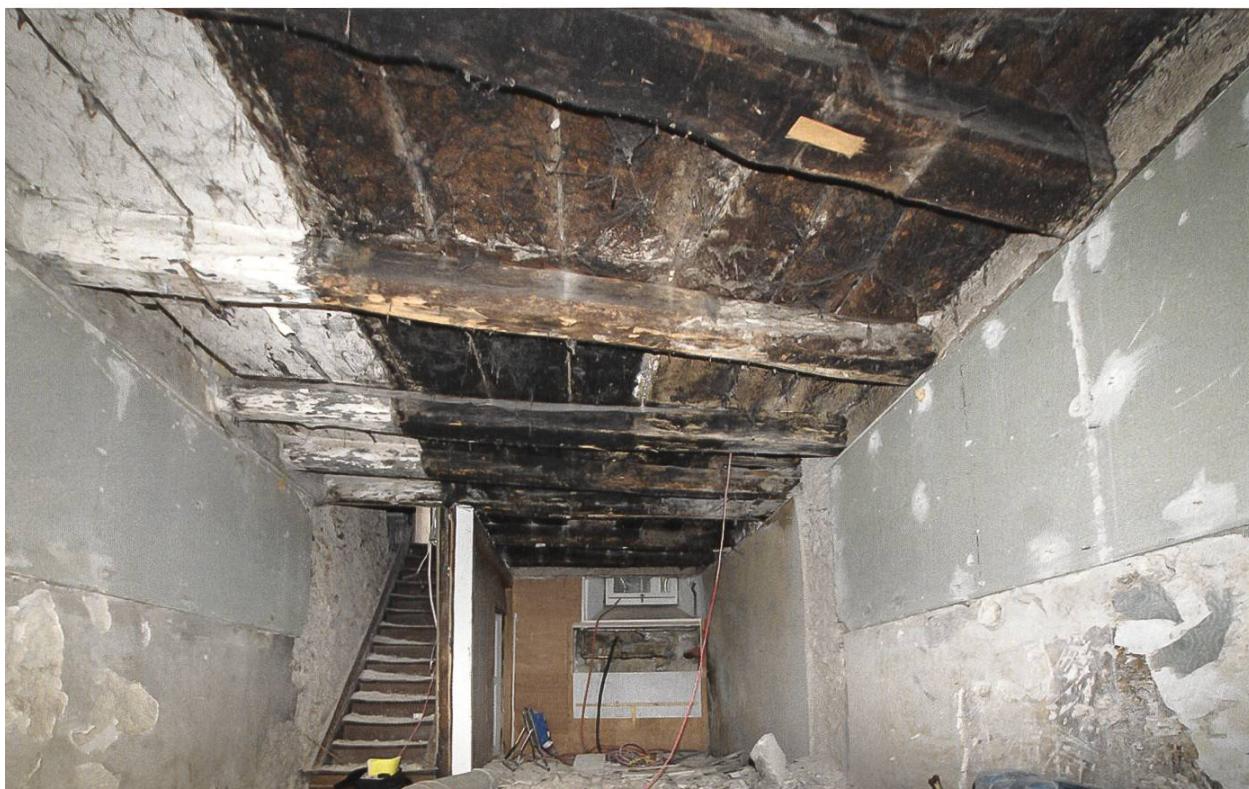
Bereits in den Jahresberichten von 2008 und 2012 wurde ausführlich über die bauliche Entwicklung des westlichen Teils des Häusergevierts berichtet, das um die alte Stadtkirche den mutmasslichen Siedlungskern von Liestal bildet. Mit der Untersuchung der Liegenschaft Rathausstrasse 5 wur-

de nun die letzte Untersuchungslücke zwischen Amtshausgasse und Rathausstrasse geschlossen.

Die dendrochronologische Datierung der Bauholzze zeigt, dass das Haus im Jahr 1405 zusammen mit der benachbarten Liegenschaft Nr. 7 erbaut worden ist, kurz nach der Fertigstellung von Haus Nr. 3. Das Gebäude zählt somit zur ältesten Bausubstanz des historischen Stadtkerns. Es stammt aus der Zeit, in der die neue Besitzerin, die Stadt Basel, in den Wiederaufbau und den Ausbau des Landstädtchens investiert hat, nachdem dieses 1381 nach der Heimsuchung durch Herzog Leopolds Truppen grösstenteils einem Brand zum Opfer gefallen war. Reste eines abgebrannten Vorgängerbaus finden sich denn auch in der Giebelmauer zwischen Nr. 5 und Nr. 3, wobei die genaue Zuweisung unklar bleibt.

Noch 1507 war das Haus Nr. 5 mit Nr. 7 baulich verbunden, wie in der jüngeren Zwischenmauer steckende Bodenbretter im zweiten Obergeschoss belegen. Nach dem Eintrag in den Brandlager-

Liestal, Rathausstrasse 5.
Die ins Jahr 1405
datierte Balkendecke im
Erdgeschoss.



akten und dem Ergebnis der Holzdatierung zu schliessen, wurde die Liegenschaft Nr. 5 spätestens 1846 zusammen mit Nr. 3 um ein Geschoss erhöht und mit dem aktuellen Dachstuhl versehen. Das parzellenübergreifende Eigentum wechselte also von Haus Nr. 7 zu Haus Nr. 3.

Durchführung: Anita Springer und Claudia Spiess
Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
Juli 2014

Die Bauabfolge der Geschosse zeigt die Gassenentwicklung.



Aesch, am Hübeli. Das Doppelhaus (Bildmitte) setzt sich zusammen aus der Liegenschaft Hauptstrasse 35 mit Treppe und Balkon sowie der Liegenschaft am Hübeli 18 mit seitlichem Eingang. Im Hintergrund links ist das Blarer Schloss zu erkennen.



Aesch, am Hübeli: ein Quartier muss weichen

Die Bürgergemeinde Aesch opfert einen Grossteil des historisch belegten Quartiers «am Hübeli» einer Neuüberbauung. Die Häusergruppe liegt im alten Dorfkern neben dem Blarer Schloss und ist auf dem grossformatigen Übersichtsplan von Jakob Meyer aus dem Jahr 1665 zwar ungenau, aber doch erkennbar dargestellt. Eine Siedlung «Esch» ist ab der Mitte des 13. Jahrhunderts urkundlich belegt. Archäologische Spuren gehen bis ins frühe Mittelalter und in die Römerzeit zurück.

Von den bauhistorischen Untersuchungen versprach man sich Erkenntnisse zur Arealentwicklung. Neben der Untersuchung des Hauses Nr. 45 sowie der zweigeteilten Liegenschaft Nr. 18 und 35 an der Hauptstrasse wurden auch die zurückversetzten Ökonomiebauten Nr. 16a und 35a dokumentiert.

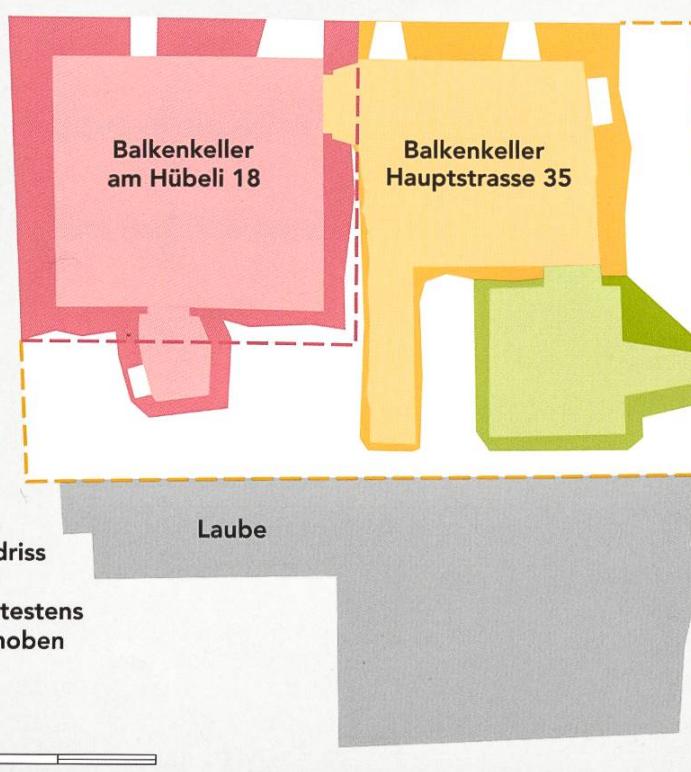
Nach einer ersten Begehung erschien das Doppelhaus am Hübeli 18/Hauptstrasse 35 für eine detailliertere bauarchäologische Untersuchung am vielversprechendsten. Ausserdem verzeichnet Ja-

kob Meyer an dieser Stelle bereits 1665 ein einzelnes langrechteckiges Wohnhaus. Zu Beginn fiel das Augenmerk auf die beiden Holzbalkenkeller der Wohnhäuser, die über eine Tür miteinander verbunden sind. Der Keller vom Hübeli 18 ist nahezu quadratisch und mit deutlich massiveren eichenen Deckenbalken ausgestattet. Ursprünglich

Die Karte von Jakob Meyer von 1665 zeigt die Grundzüge der Bebauung links unterhalb des Blarer Schlosses.



**Grundriss der Keller-
geschosse mit dem
möglichen Kernbau
Hübeli 18 und der
Erweiterung von 1691.**



führte ein enger Kellerhals mit Holztreppe auf der strassenabgewandten Seite von der Küche hinab. Der Keller war auch direkt von der Strasse her betretbar. Beide Zugänge wurden später verschlossen und seitlich ein neuer geschaffen. Gemäss der Jahrringdatierung wurden die Eichen für die Deckenbalken im Frühjahr 1518 geschlagen.

Der Keller des Wohnhauses Hauptstrasse 35 ist kleiner und die Wände sind sehr uneben, was auf ein nachträgliches Abgraben des Terrains hinweist. Die Eichenbalken sind geringer dimensioniert und regelmässiger bearbeitet. Dieser Keller war nur vom Erdgeschoss aus betretbar.

Wie viel von den über den Kellern stehenden Mauern noch aus der Bauzeit stammt, liess sich nicht feststellen. Die gleichstarken Mauern zwischen Küche und Stube, Strassenfassade und Giebelmauer und der quadratische Grundriss von $6,50 \times 6,50$ Meter lassen vermuten, dass das Haus am Hübeli zur Bauzeit noch kleiner war. Sicher ist, dass spätestens 1691 ein über beide zweistöckigen Wohnhäuser ziehendes Dach erstellt wurde. Spätestens dann hat man das Steinhaus um Küchenbreite Richtung Hof bis zur heutigen Grösse erweitert. Das Datum stammt von einem abgesägten, russgeschwärzten Sparrenrest. Im Dachstuhl ist der alte dazu passende Giebel noch erkennbar. Stark

russgeschwärzt und mit einem kleinen Rauchloch versehen, weist er auf einen offenen Rauchabzug hin.

Die weiteren Um- und Ausbauten verlaufen beim Doppelhaus nicht parallel, und es ist offensichtlich, dass schon bald unterschiedliche Ausbaustandards angestrebt wurden. Für den Hausteil Hauptstrasse 35, mit strassenseitiger Eingangstreppe, weisen die Brandlagerakten auf betuchte Besitzer: Um die Mitte des 19. Jahrhunderts war dies kein geringerer als Anton von Blarer, Sohn des bischöflichen Oberstallmeisters und Bruder von Oberst Jakob von Blarer. Anton von Blarer war führendes Mitglied der Unabhängigkeitsbewegung der Landschaft Basel, 1832–1834 Regierungsrat, später Landrat und von 1862 bis zu seinem Tod 1864 Ständerat. Nach ihm übernahmen nacheinander zwei Ärzte das Haus. Die Inschrift «G(eorg) 1911 F(ailer)» am nachträglich angesetzten Balkon an der Strassenfassade von Haus Nr. 35 weist auf einen grösseren Umbau hin.

Anders am Hübeli 18: Hier teilten sich wohl stets zwei Parteien das kleine dreistöckige Häuschen mit rückwärtiger Laube, und sie hielten es in einfachstem Ausbaustandard. Die Angaben in den Brandlagerakten erlauben für jedes Haus eine Verbindung zu einem der beiden rückwärtigen Wirtschaftsgebäude.

Blick in den engen
Kellerhals des älteren
Kellers von 1518.



**Hauptstrasse 35:
Eckzimmer mit
Balkon von 1911
und barocken
Stichbogenstürzen.**

Die beiden abgesetzten Wirtschaftsgebäude Nr. 16a und 35a begrenzen einen Hof zu den an der Hauptstrasse liegenden Wohnhäusern und schliessen den Siedlungsraum gegen die angrenzenden Obstgärten und Felder ab. Sie besitzen je ein Tenn, einen Stall sowie Heubühnen, die Ackerbau und Viehwirtschaft dienten. Der in der Gemeinde übliche

Rebbau ist am Befund nicht abzulesen. Allfällige Weinkeller befanden sich demnach in den Wohnhäusern. Die durch Holzanalyse datierten Bauetappen der an der Strasse liegenden Wohnhäuser und der in der Parzellenflucht dahinterliegenden Ökonomiegebäude weisen keinen offensichtlichen Zusammenhang auf. Ob und inwieweit die Ge-



bäudehälften Nr. 35 im 16. Jahrhundert vor ihrer Nutzung als Wohnung Wirtschaftsräume beherbergte, ist unbekannt. Spätestens ab der Zeit bestand das untersuchte Gebäudeensemble jedenfalls aus nach Funktionen getrennten Bauten.

Diese Tendenz zur sogenannten Getrenntbauweise mit den vorne situierten Wohnhäusern und den dahinterliegenden Ökonomien dürfte indes nur bedingt mit der angestrebten Repräsentation der Häuser zusammenhängen, die an einer wichtigen Verbindungsstrasse von der Stadt Basel über den Jura nach Delémont und weiter nach Biel und in die Westschweiz lagen. Wahrscheinlich wurden

die Ausbauten eher aus Platzmangel im hinteren Bereich der Parzellen angelegt.

Bautypologisch erwähnenswert ist die Ökonomie Nr. 35a, ein Ständerbau. Dieser besitzt pro Seite jeweils drei auf Grundschenkeln stehende und bis unter die Bunddachbalken reichende Ständer,

Hauptstrasse 35a. Die Leersparren werden auf beiden Traufseiten von auffällig kurzen Stichbalken fixiert. Beide Elemente sind aus Kirschenholz.



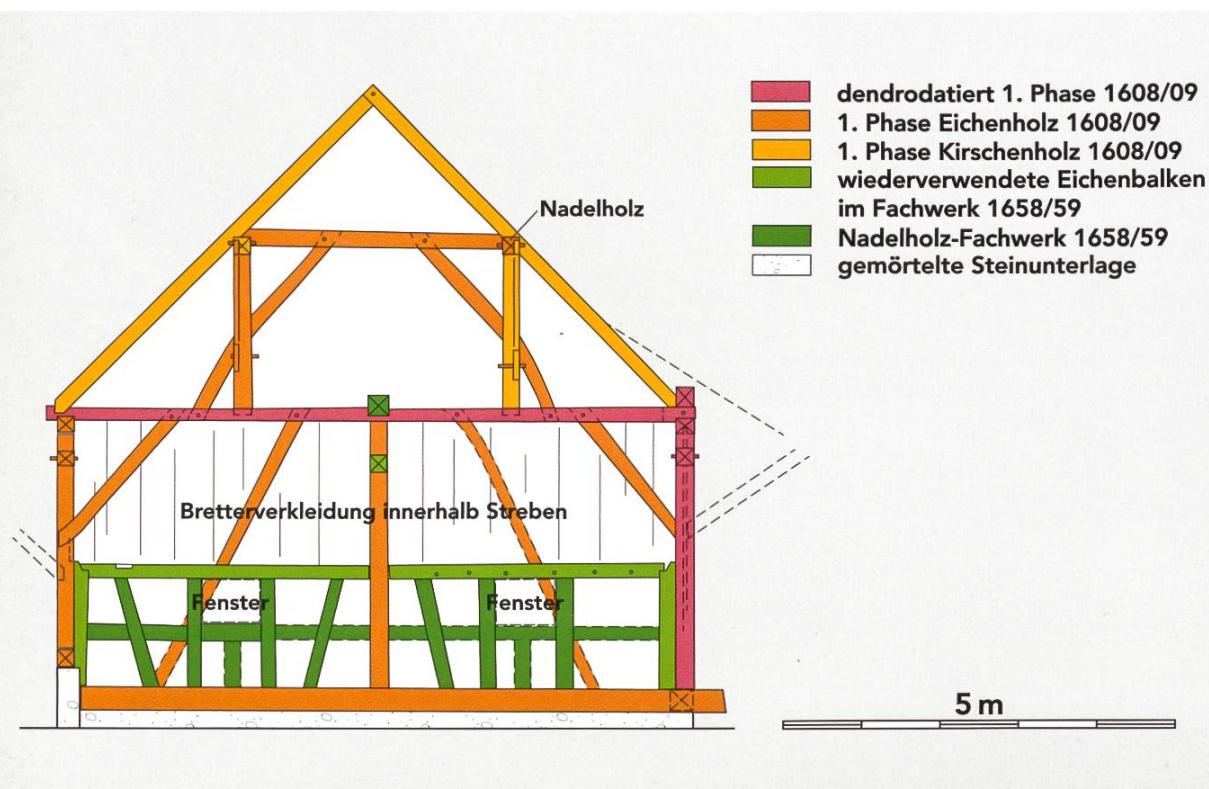
<

Anton von Blarer (1798–1864) gehörte zu den führenden Mitgliedern der Unabhängigkeitsbewegung der Landschaft Basel. Portrait von Julius Rudolf Leemann, um 1850 (Kunsthistorische Sammlung).

Die Giebelwand gegen die später angebaute Ökonomie Nr. 16a war einst freistehend, wie die beiden Fensteröffnungen bezeugen.

ein weiterer befand sich in der Gebäudemitte. Die Grundschenkel liegen auf einer gemörtelten Steinunterlage. Bei der Errichtung im Winter 1607/08 wurde das Aussengerüst aus Eichenholz gezimmert. Ein Bundbalken, die Stuhlständen mit Stuhlrähm sowie sämtliche Sparren und Stichbalken waren jedoch aus Kirschenholz geschlagen.

Verbaut wurde demnach, was der nahegelegene Wald am «Eichberg» hergab. Wilde Kirschbäume, so genannte Vogelkirschen, waren im lokalen Wald mit rund zehn Prozent häufig anzutreffen. Der hiesige Befund belegt, dass das Holz zumindest noch zu Beginn des 17. Jahrhunderts grosszügig als Bauholz Verwendung fand, bevor es als Möbelholz zunehmend an Bedeutung gewann. Kirschbäume können eine Höhe von 25 bis 30 Metern erreichen. Sie werden bereits nach 50 bis 90 Jahren geschlagen, da sie häufig zur Kernfäule neigen. Leider existiert derzeit – im Gegensatz etwa zu den Eichen – noch keine Referenzkurve, die Jahrringdatierungen erlauben würde.



Ein halbes Jahrhundert später – 1657/58 – erfolgten gemäss den untersuchten Bauhölzern umfangreiche Reparaturarbeiten. Unter anderem ersetzte man den Mittelständen und den mittleren Bundbalken durch handgesägte Weisstannenhölzer. Die Seitenwände waren ursprünglich mit eingeschobenen stehenden Brettern verschlos-

sen, die Giebeldreiecke offen. Das Sockelgeschoss wurde frühestens zu diesem Zeitpunkt mit einer Fachwerkwand unterteilt und mit Bruchsteinen ausgemauert. Dazu kappte man die geschossübergreifenden Wandstreben. Zwei Fenster in der Westfassade weisen darauf hin, dass die aktuell angebaute Ökonomie Nr. 16a damals noch nicht

existierte und Nr. 35a freistehend war. Nr. 16a ist bisher noch nicht dendrodatiert.

Durchführung und Bericht: Anita Springer und Claudia Spiess

Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
März und Mai 2014

Hinter der unscheinbaren Schopffassade verbirgt sich ein uraltes Bauwerk, in dem viel Holz der wilden Kirsche (links, blühend) verbaut wurde.



Laufen, Bauerngasse 17: das älteste Haus im Städtli

Ein Schmuckstück ist es wahrlich nicht, das derzeit älteste bekannte und noch stehende Wohnhaus in der Laufner Altstadt. Balken datieren es vom Sockel bis zum First frühestens in den Winter 1561/62. Aufgrund seiner Baufälligkeit soll es abgebrochen werden, sobald ein Neubauprojekt besteht. Derzeit ergibt es sich dem Zerfall.



Laufen, Bauerngasse 17.
Die Liegenschaft ist ein «versteinerter» Ständerbau. Die Ökonomie wurde bereits abgebrochen.

Das zweigeschossige Steingebäude steht mit seiner Hauptfassade traufseitig in einer Hausreihe in der östlichsten Längsgasse der Altstadt, also einem Stadtgebiet, das spätestens seit dem ausgehenden 13. Jahrhundert systematisch bebaut wurde. Das nördlich anschliessende Grundstück liegt bereits brach. Die einstige Ökonomie wurde vor Jahren abgebrochen.

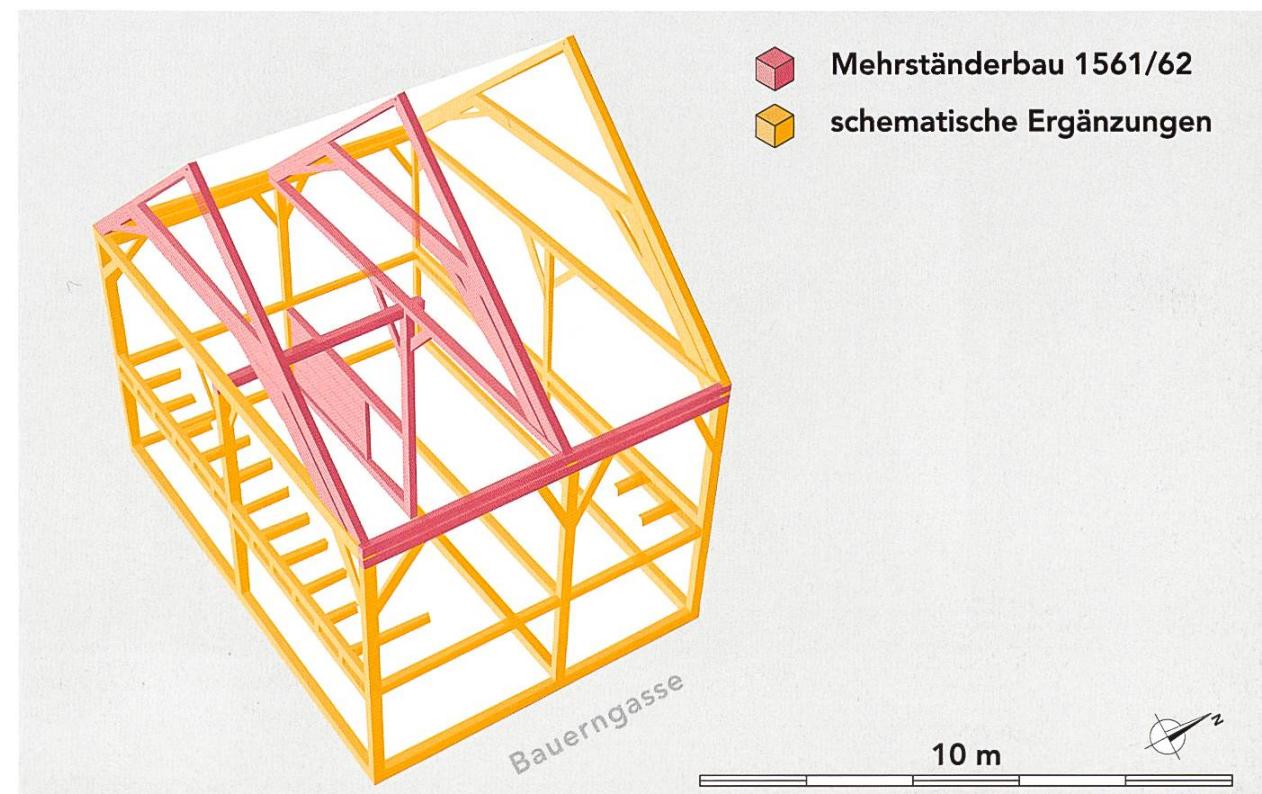
Überreste des ursprünglichen Baus finden sich im quadratischen Grundriss mit einem zentralen geschossübergreifenden Ständer. Dieser ist im Parterre im Zuge der Versteinerung des Gebäudes gekappt worden, endet aber in seiner ursprünglichen Höhe unter dem Bundbalken im Obergeschoss. Auch eine Ständerwand mit liegender Bohlenfüllung im Erdgeschoss stammt aus der Anfangszeit. Die dazugehörige Wandschwelle besteht aus Eichenholz. Sie trennte einen Kellerraum oder Kleinviehstall vom Rest des Grundrisses ab. Ob die Wand in ursprünglicher Länge erhalten ist oder einst bis zum zentralen Ständer lief, war nicht mehr feststellbar, da der betreffende Wandpfosten auf der aussagekräftigen Seite zerstört war.

Zumindest im Erdgeschoss ist also mit einer partiellen Unterteilung zu rechnen. Da die relativ früh eingebaute Herdstelle mit Küchenwand sich ebenfalls nicht an der mittleren Achse orientierte, bleibt unklar, ob die erste Innenunterteilung überhaupt auf die zentrale Stütze Rücksicht genommen hat. Wenige weitere Indizien sprechen dafür, dass in dieser ersten Bauphase auch die Außenwände aus einem Holzgerüst bestanden. Das spätere Steinhäuschen entpuppt sich bei genauerer Betrachtung also als eigentlicher Mehrständerbau, eine Skelettbauweise vorwiegend aus Föhren- und Tannenholz.

Die ursprüngliche Ausdehnung dieses Kernbaus bleibt unbekannt. Der Nordgiebel wurde nämlich mit der späteren Versteinerung um mindestens einen halben Meter zurückversetzt, worauf das Fehlen des randlichen Abbundes und die gekappten Windstreben hinweisen. Das Gebäude hatte jedoch mindestens vier über beide Geschosse hochziehende Eckständer, pro Außenwand einen ebenso langen Mittelständer sowie den bereits erwähnten Ständer in der Grundrissmitte.

Auf dem Land sind zumindest Wirtschaftsbauten mit geschossübergreifenden Ständern auch noch für die Zeit um 1700 nachweisbar. Eine Grossstadt wie Basel kennt jedoch bereits ab dem Spätmittelalter einerseits Wohnhäuser, bei denen die Geschosse jeweils separat abgebunden sind – als Stockwerkbauten mit mehrstöckigen Unterbauge-

Isometrische Rekonstruktion des Kernbaus.



**Der Dachraum mit den
verrussensten Balken
von 1561/62.**



rüsten –, und andererseits Vorschriften zur Versteinerung von Bauten. Dies zeigt, wie ländlich die Kleinstadt Laufen im späteren 17. Jahrhundert bezüglich Bautechnik noch geprägt gewesen sein muss. Das Dach bestand damals wie heute aus einem Rahmen, in den die Sparren gesetzt wurden. Der eingeschossige liegende Stuhl ist somit

konstruktiv unabhängig vom Unterbau. Deshalb erstaunt auch nicht, dass die Deckenbalken des Obergeschosses wie im Erdgeschoss parallel zur Traufe gelegt sind.

Beim ersten nachweisbaren Ausbau wurde im Erdgeschoss eine zentrale Herdstelle angelegt. Der Kamin zog als eine Art geschlossener Rauchschacht durchs Obergeschoss und muss im Dachraum geendet haben, denn der bauzeitliche Stuhl, Sparren und Dachlatten sind noch stark verrusst. Zur selben Zeit erhielt das Obergeschoss eine Innenunterteilung. Eine unter dem mittleren Bundbalken verlaufende Längswand aus in Rähme gestellten Brettern halbierte den Grundriss. Zwei vom Mittelständer abgehende Kopfbänder waren dem neuen Rähm im Weg und wurden entfernt. Fasen am nun eingebauten Deckenrahm berücksichtigten bereits den Wandständer, ab dem heute die Trennwand zwischen Küche und Kammer ansetzt.

Mit der Versteinerung der Fassaden zu einem späteren, ebenfalls nicht genauer eingrenzbaren Zeitpunkt wurden die ursprünglichen Wandfluchten zu Lasten der Grundrissfläche nach Innen verschoben. Dies erfolgte nach der Versteinerung des südlichen Nachbargebäudes, wie eine grosse Wandnische im Obergeschoss zeigt, deren Rückwand durch die alte Aussenmauer des Nachbargebäudes gebildet wird. Das Erdgeschoss erhielt einen Hausgang und eine vergrösserte Stube. Vom Gang führte eine Türe in den nördlich anschliessenden einstigen Wirtschaftsbau. Die Gestaltung der Fassade stammt aus dem 19. Jahrhundert. Im 20. Jahrhundert erfuhr das Haus eine Erweiterung um 2,5 Meter nach Westen in Richtung Enge Gasse. Die Küche im Erdgeschoss wurde vergrössert, im Obergeschoss entstanden zwei Wohnräume. Das undichte Flachdach des Anbaus führte in den letzten Jahren zu erheblichen Fäulnisschäden.

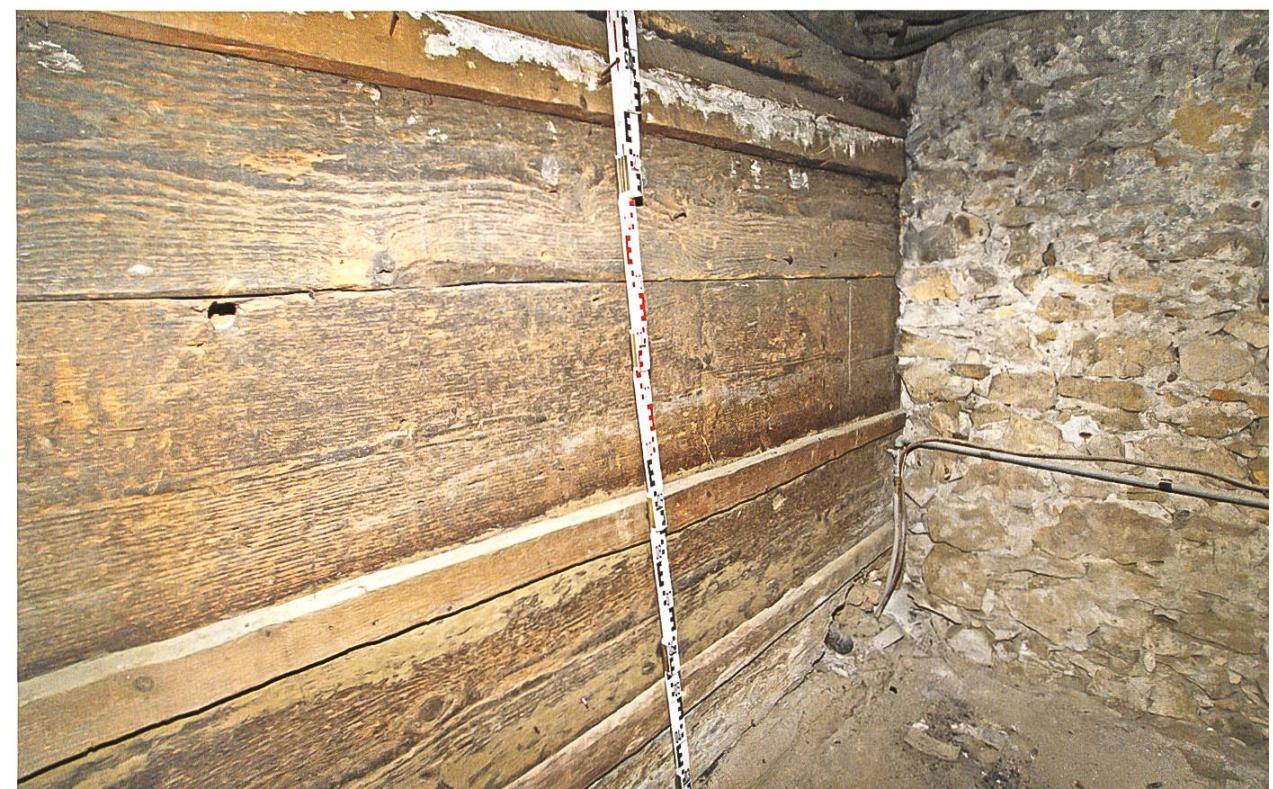
Durchführung: Anita Springer und Claudia Spiess

Bericht: Anita Springer

Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel

Juni 2014

Im Erdgeschoss
trennte eine 1561/62
datierte Bohlenwand
einen Keller oder
Kleinviehstall vom
Wohnteil ab.



Röschenz, Oberdorfstrasse 21. Der mächtige hangseitige Giebel aus der Zeit vor der Erweiterung, mit Anbau.

Röschenz, Oberdorfstrasse 21: ein Haus gibt Spuren seiner Geschichte preis

Das hoch aufragende Wohnhaus mit markantem Giebel im Röschenzer Oberdorf steht auf einer Geländekante über der Lützel. Bereits auf einer Zeichnung des Gemeindebezirkes von 1771 ist das Mehrzweckgebäude mit Anbau eindeutig zu erkennen. Laut dokumentierten Eigentumsverhält-

nissen kaufte Albert Karrer 1885 die Liegenschaft mit Wohnhaus, Scheune, Stall und Sitz «ob der Wäschgasse». Ab 1912 sind vier Parteien als Besitzer verzeichnet, 1923 ersteigte Theophil Karrer das Anwesen. Dies war wohl der Anlass für den Einbau eines Sandsteinofens mit Inschrift «Théophile Karrer 1925» in der Stube im Erdgeschoss. Die Aufteilung auf vier Parteien zog den Einbau zusätzlicher Küchen und zweier Rauchschlote auf der Ostseite des Hauses nach sich. Noch auf dem aktuellen Kataster sind zudem südlich der Liegenschaft vier lange und sehr schmale, hangwärts gerichtete Wiesenstreifen zu erkennen, die von der Verteilung der Parzelle zeugen.

Dass die Geschichte des Gebäudes weiter zurückreicht als die recherchierbaren Angaben aus Eigentums- und Grundpfandeinträgen, bezeugen zwei ältere, parallel laufende Mauern. Grösse und Zweck dieses ältesten Baukörpers sind unbekannt. Eine der Mauern steht auf einer älteren, direkt über dem anstehenden Felsen liegenden Kulturschicht mit Brocken gebrannten Lehms, die auf

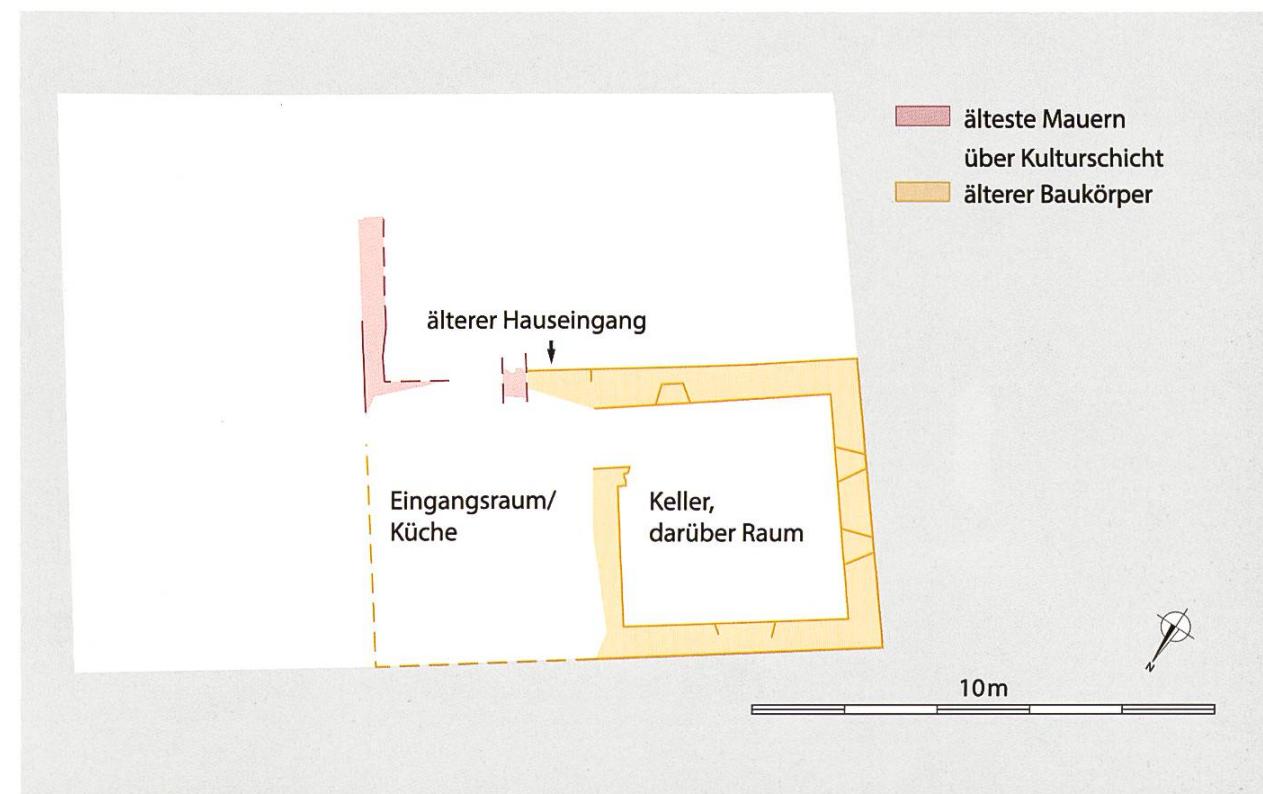


noch frühere Aktivitäten vor Ort hinweist. Später wurde ein Zweiraum-Haus errichtet, bestehend aus einem Raum mit Eingang und Küche sowie einer angrenzenden, unterkellerten Kammer. In den Keller, der von zwei Fenstern erhellt wurde, gelangte man über eine Treppe von der Küche aus. Unter der Kellerdecke ist die Schwelle des damaligen Hauseingangs zu erkennen. Bereits im Erdgeschoss ist von diesem Bau kein aufgehendes Mauerwerk mehr erhalten. Das aktuelle Gebäude orientierte sich aber an den älteren Mauern.

Leider waren keine geeigneten Bauhölzer vorhanden, die eine jahrringgenaue Datierung ermöglicht hätten. Wann das Haus erweitert und mit dem mächtigen Giebel vollendet wurde, ist deshalb nicht bekannt. Mit diesem Umbau entstand die aktuelle Raumstruktur mit Stuben, Kammern, Küchen und Haupteingang mit Flur auf der Mittelachse. Vorerst existierte pro Etage nur eine Küche mit zentral gelegenem Rauchschlot. Die beiden strassenseitigen Stuben waren mit Öfen und je einer Lichtnische ausgestattet. Die stattlichere

besaß in der Wand zur Ökonomie zwei mit Holz ausgekleidete Nischen. Der Dachstuhl mit Balken, die das gesamte Wohnhaus überspannen, stammt aus dieser Bauphase. Zudem weisen Spuren einer zweiten Treppe auf unterteilte Lagerflächen verschiedener Besitzer im Dachgeschoß. Teile einer

Im Untergeschoss finden sich Spuren eines Gebäudes, das älter ist als das aktuelle Wohnhaus.



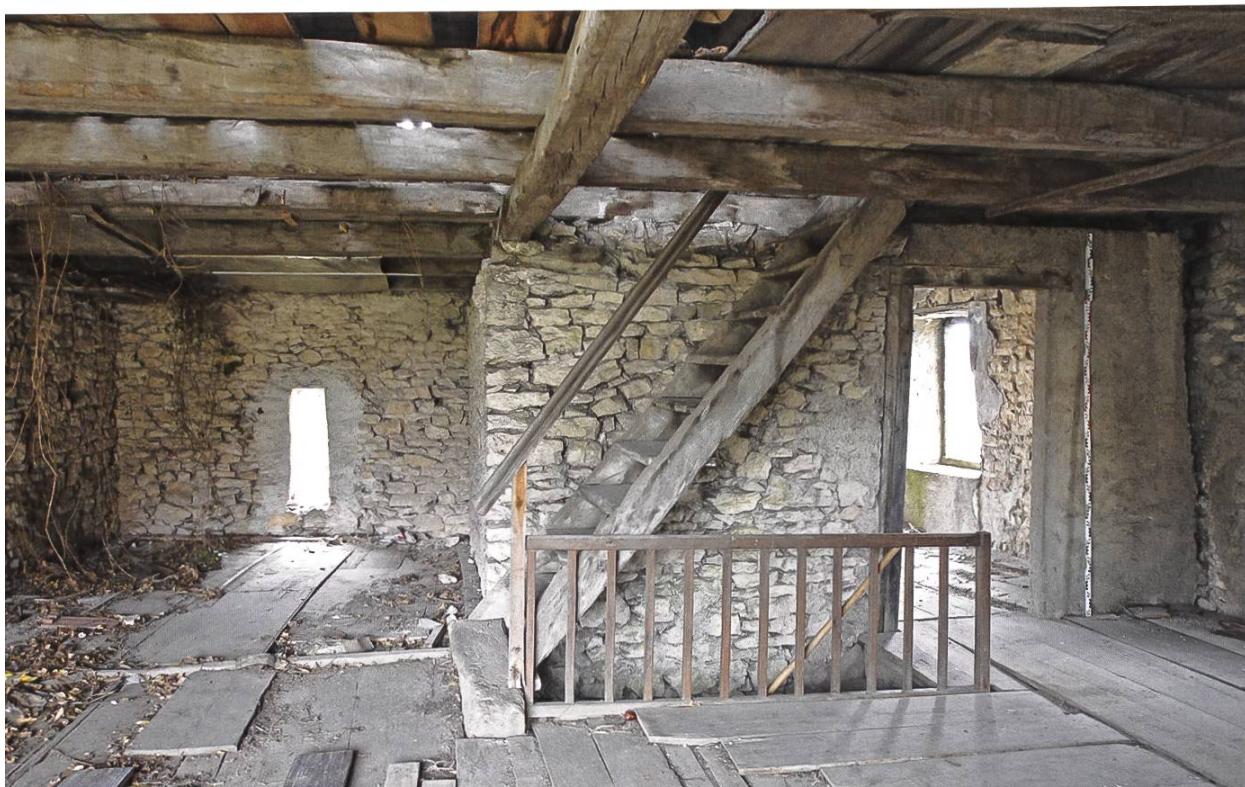
Das erste Obergeschoss des Anbaus mit der gemauerten oberen Kammer.

Haspelmaschine, die auf dem Dachboden lagerten, zeugen von der vor Ort betriebenen Posamenterei.

Dank Hinterstopfungen mit Zeitungen liessen sich weitere, kleinere Umbautätigkeiten aus den Jahren 1937, 1954 und den 1970er Jahren feststellen. Im

Sommer 1999 stürzte die Ökonomie ein. Heute sind davon nur noch wenige Mauerruinen vorhanden. Der mächtige Ost-Giebel wurde kaum verändert. Auf der Seite zum Wirtschaftsteil waren immer wieder Flickarbeiten nötig, weil die hangseitige, südöstliche Hausecke abzurutschen drohte, was neue Aufmauerungen erforderte. In der strassenseitigen Fassade wurden im 19. Jahrhundert die Eingangstür und Fenster erneuert.

Der Anbau im Südosten des Wohnhauses wird landläufig als «Buchhuus» bezeichnet. «Buch» nimmt Bezug auf die Buchenasche, die als Lauge für die Wäsche benutzt wurde. Der dreigeschossige Schopf unbestimmten Alters mit Bühne und Dachraum ist dreiseitig massiv gemauert. Die Seite zum Hofplatz ist offen gehalten. Ein Naturboden und mehrere schlitzartige Fenster zeichnen das Gebäude als Wirtschaftsbau aus. Drei Balkenlöcher in der Wohnhausfassade zeigen, dass es einen Vorgängerbau ablöste.



Bald wurde der Schopf an der hangseitigen Mauer im Erdgeschoss mit einer Feuerstelle ausgestattet. Ein Schlot führte in den Dachraum, wo der Rauch frei durch die Dachhaut entwich. Der Zweck dieser ersten Feuerstelle bleibt unbekannt.

Zu einem späteren Zeitpunkt erfolgten der Einbau von je zwei Eckkammern und Treppen sowie die Vergrösserung einiger Fenster. Da der erste Schlot den Kammerwänden im Weg stand, wurde er abgebrochen und leicht versetzt in den Kammern wieder aufgemauert. Auch hier trat der Rauch frei aus dem Dach. Beide Räume erhielten eine verputzte und isolierte Decke. Die Kammerwände des Obergeschosses – vielleicht ein Magdzimmer – waren zudem säuberlich verputzt und scheinen einen Arbeitsplatz, etwa für einen Haspelstuhl, beherbergt zu haben. Die nur partiell grob verputzten Mauern und der Holzboden im Erdgeschoss sprechen eher gegen eine dort vermutete Waschküche.

Durchführung und Bericht: Anita Springer und
Claudia Spiess
Oktober 2013 bis Juli 2014

Der dank Jahreszahl
datierte Ofen von
1925. Die Symbolik des
Dekors bedarf noch
der Entschlüsselung.



Rünenberg, Gasthaus Löwen: eine Gaststube mit ungewöhnlichem Zierrat

Rünenberg, Löwen. Die strassenseitige Fassade des Gasthauses und der ehemaligen Metzgerei.

Das Gasthaus Löwen in Rünenberg steht im Oberdorf an der Hauptstrasse nach Kilchberg. Die Strassenfassade mit dem zweistöckigen und vierachsig befensterten Gasthaus bildet mit dem direkt südlich angrenzenden Stall und Tenn einen Mehrzweckhof und zusammen mit der anschliessenden

Liegenschaft Hauptstrasse 2 einen Gebäudekomplex. Stall und Tenn sind heute bereits umgebaut. Ein Gesuch für Umbau- und Renovierungsarbeiten machte auf das Gasthaus aufmerksam.

Die Schriftzüge «Metzgerei» über der Eingangstür, mit stilisiertem Metzgerbeil, der Inschrift «HICO» und Jahreszahl 1827 im steinernen Türsturz, weisen auf ein weiteres Gewerbe unter demselben Dach. Die Fassadengestaltung passt in diese Zeit. Tapetenschichten aus dem Biedermeier belegen, dass der an der Haustrückseite erweiterte Gasthausbereich vollständig aus der Zeit des Umbaus von 1827 stammt.

Dass die Geschichte des Gebäudes weiter zurückreicht, belegt der Schlussstein des zugemauerten fassadenseitigen Kellerzugangs mit dem Datum «1765» und der Darstellung von Glas und Kanne. Nach einer zweitägigen Untersuchung zeigte sich, dass sich dieses Datum auf die Errichtung eines Kernbaus mit nahezu quadratischem Grundriss bezieht. Die bauzeitliche Tiefe des Hauses ist

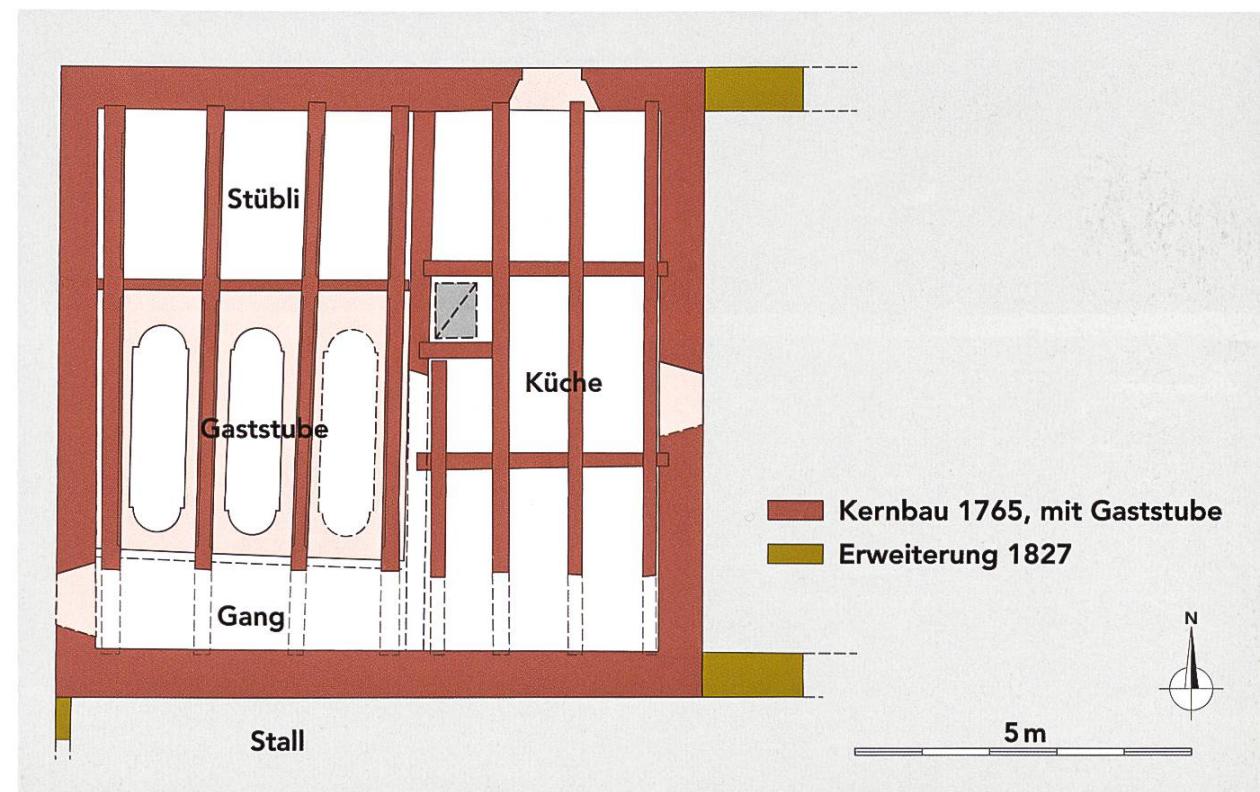


an den Unebenheiten auf der Putzoberfläche des Nordgiebels zu erahnen. Der Grundriss des Kernbaus von 1765 bestand aus der Gaststube, einer im Norden mit einer Trennwand separierten Kammer, dem «Stübli», einem der Stallmauer entlangführenden Gang und einem rückwärtig gelegenen, grossen langgestreckten Raum. Dieser wurde mit zwei Unterzugsbalken und wahrscheinlich hölzernen Trennwänden dreigeteilt: Im Mittleren lag die Herdstelle der Küche mit dem Einfeuerungslöch des Stubenofens. Den Nordteil mit Fenster bildete wohl ein zur Küche zugehöriger Bereich. Im südlichen, an den Gang angrenzenden Drittel ist die Stiege in die obere Etage anzunehmen. Über sie gelangte man wohl zu den Gätekammern. Die Kellertreppe scheint heute noch am ursprünglichen Ort zu sein. Unterkellert waren zur Bauzeit nur Gaststube und «Stübli». Eine zentrale Eichensäule unterstützt noch heute die Deckenbalken des Kellers.

Einen für ein Wirtshaus wenig überraschenden Befund stellt die Deckenmalerei der Gaststube dar.

Wie die Untersuchungen des Restaurators Stefan Buess gezeigt haben, sind die in die Balken eingeschobenen Deckenbretter mit einer hellgrauen Kalkkasein-Farbe bemalt. Darauf wurden mit dem Pinsel helle und dunkle Farbe gespritzt sowie Striche gezogen. Die von der Bemalung ausgesparten

**Grundriss der
Gaststube von 1765
mit der Deckenmalerei.**



**Politisches Statement
oder Zufall? Eine ganze
Reihe eingeschlagener
Baslerstäbli in einem
Balken der Wirtshaus-
decke.**

Deckenfelder mit halbrunden, geschulterten Abschlüssen wurden dunkelgrau gefasst, und in den seitlich abschliessenden Halbkreiszentren wurde je ein Punkt gesetzt. Nur zwei dieser Deckenspiegel sind erhalten geblieben, ein Dritter ist aber anzunehmen. Offensichtlich war es dem Wirt wichtig, seine Gaststube schön auszugestalten.

Eine weitere Entdeckung sind eine Reihe in die Deckenbalken eingestanzter Baslerstäbli. Weil die Prägung erst nach dem Farbauftrag erfolgte, kann es sich nicht um Markierungen von Waldbesitzern, Flössern oder dem Holzhandel handeln. Derartige Schlagmarken sind bisher erst von wenigen anderen Orten im Baselbiet bekannt. Brisant ist, dass die Gemeinde Rünenberg während den Trennungswirren 1830–1833 als eine der letzten Gemeinden der Landschaft die politische Verbindung zur Stadt aufgab. Die Erweiterung des Gasteshauses von 1827 fällt genau vor diese Zeit. Wurde hier Präsenz markiert, oder waren einfach ein paar Walddarbeiter nach getaner Arbeit im Gasthaus eingekehrt und trieben das für das Schlagholz gedachte Hoheitszeichen einfach nur aus Übermut in die Deckenbalken der Gaststube?

Durchführung und Bericht: Claudia Spiess
August 2014





links:
Die durch
Verschmutzung
braun verfärbte
Deckenmalerei in der
Gaststube vor der
Restaurierung.

rechts:
Die Eichensäule von
1765 stützt noch heute
die Kellerdecke.

Liesberg, Schulgasse
2 und 10. Im Vorder-
grund das «Stöckli»,
dahinter der spät-
gotische «Meierhof».



Liesberg, Schulgasse 2 und 10: ein Kleinhaus und ein neuer Bau in alter Technik

Die geplante Renovation eines «Stöcklis» ermöglichte der Archäologie Baselland die Untersuchung eines Gebäudeensembles an der Dorfstrasse mitten in Liesberg, das hinsichtlich Erscheinung, Funktionalität und Bautechnik aussergewöhnlich ist. Die an der Geschichte ihrer Liegenschaft sehr interessierte Bauherrschaft gewährte uns neben dem freien Zutritt ins kleine Wohnhaus zusätzlich Einsicht ins Hauptgebäude – den spätgotischen Meierhof – sowie in die angebaute, vom Zerfall bedrohte Ökonomie. Die detaillierte Dokumentation des Hauptbaus steht noch aus. Es wird angestrebt, die Gebäudegruppe unter kantonalen Denkmalschutz zu stellen.

Das «Stöckli» steht im Vergleich zum Herrschaftshaus um einen Winkel von 45 Grad abgedreht in der unteren Parzellenecke. Es scheint den letzten vorhandenen Bauplatz ausgefüllt zu haben. Damit es nicht zu weit auf die Strasse ragte, wurde von Beginn weg die östliche Hausecke gekappt, wodurch ein fünfeckiger Grundriss entstand. Dieser erstreckt sich auf etwa 55 Quadratmetern und ist pro Geschoss jeweils einen Raum breit und zwei

Räume tief. Die beiden Wohngeschosse stehen auf einem von aussen zugänglichen Gewölbekeller mit später eingebauter Zwischenmauer. Die Küche befindet sich im Erschliessungsbereich des Erdgeschosses. Die anstossende Stube wurde mit einem Sparofen beheizt, der bei Untersuchungsbeginn jedoch bereits entfernt war. Beide Geschosse

Blick auf den
Ökonomieteil des
Meierhofs von
Nordwesten.



Ausstattungsdetails unterschiedlichen Alters: Bei Türen sind die Beschläge häufig älter als das Blatt.

besitzen Einschubdecken. Der Zugangsbereich im Obergeschoss ist durch einen Treppendeckel verschliess- und somit als eigenes Kämmerchen nutzbar.

Vier Sparrenpaare bilden das Dachgerüst. Die beiden äusseren ruhen jeweils auf liegenden Streben,



die von der Fussschwelle bis unter die Firstpfette ziehen. Die Mittelpfetten sind talwärts in die liegenden Streben verzapft und vernagelt sowie hangseitig mit diesen überblattet und in der Giebelmauer verankert. Zusätzlich ist die Konstruktion beidseitig mit zwei über die ganze Länge ziehenden Windstreben verstärkt. Ein Verbindungswändchen zwischen dem Häuschen und dem Meierhof weist Reste von genagelten Feder schindeln auf – eine im Baselbiet nur noch selten anzutreffende Wandverkleidung, die dem Witterungsschutz diente. Der Einbau von barocken Bauteilen wie Beschlägen darf nicht darüber hin weg täuschen, dass es sich hier um ein junges Gebäude aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts handeln muss: Es ist auf dem Liesberger Kataster plan von 1847 noch nicht eingezeichnet.

Auf der anderen Seite des Ensembles liegt die Ökonomie, die als selbstständig errichteter Bau mit ihrem südlichen Giebel an den Meierhof anschliesst. Sie ist als dreischiffige Mehrständerkonstruktion mit gemauertem Sockelgeschoss und einem in Fachwerk ausgeführten Obergeschoss

ausgebildet. Der in der Mitte von Traufe zu Traufe durchführende Futtergang – die Tenne – ist von beiden Seiten durch rechteckige Scheunentore zugänglich. Die Holzelemente der Westfassade bestehen aus wetterfesterem Eichenholz, an der Ostseite musste das auch in den anderen Bereichen verbaute Nadelholz genügen. Ein drei Meter breiter Schärmen schützte jedoch diese Fassade gut, so dass sich im oberen Torflügelbereich noch geometrische Schnurschläge aus Kohlestaub erhalten haben. Vergleichbare Tenntorverzierungen aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts – meist in Rot, Schwarz und geometrisch gehalten – finden sich noch in diversen Baselbieter Gemeinden (vgl. Jahresbericht 2009).

Ein bisher einmaliger Befund im regionalen Baubestand sind die lediglich auf drei Seiten ausgelegten und mit zwei Zapfenschlössern gesicherten Schwellen, die das Mittelschiff im Bereich des östlichen Tenntors fixieren. Zur Einfahrt ins Tenn war eine vor die Schwelle gelegte Rampe aus Brettern nötig. Speziell ist die Konstruktion im Weiteren durch eine im Aussengerüst über dem

gemauerten Erdgeschoss partiell erhaltene Mauerschwelle mit darin vernutetem Geschossriegel. Obwohl mit dieser Konstruktion kein kraftschlüssig verbundener Schwellenrahmen erreicht wurde, weisen die lediglich in der Ostfassade auftretenden Zapfenschlösser sowie das Fehlen derselben auf der Gegenseite darauf hin, dass sie von Anfang

Das Schwellenschloss bei der Tenneinfahrt im Osten.



**Die bauzeitliche
Stallwand mit
liegenden Bohlen.**

an so geplant war. Der Grund für das asymmetrische Gebäudekonzept bleibt unbekannt. Sollten die quer zum Hang liegenden Schlosser etwa dem Hangdruck besser standhalten? Erwähnenswert sind zudem die beiden Stallwände aus 13 bis 15 Zentimeter dicken, liegend in die Wandständer eingenuteten Bohlen.

Das altertümlich anmutende Gebäude wurde in dieser Form erst im Jahr 1761 erbaut. Die seitlich untergebrachten Ställe hat man spätestens ab 1821 intern nochmals unterteilt. Sie dienten fortan vier Parteien zur Rindviehhaltung. Im selben Jahr erfuhr die Ökonomie weitere kleinere bauliche Veränderungen, etwa einen Schopfanbau im Nordosten. Der sehr schlechte Zustand der Bausubstanz macht einen Abbruch wahrscheinlich unausweichlich.

Durchführung: Anita Springer und Claudia Spiess
Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
November 2014





links:

Unten rechts und links über dem Rundbogentor sind die Schwellbalken der Konstruktion des Wirtschaftstrakts zu erkennen.

rechts:

Das Holzwändchen zwischen den beiden Liegenschaften war einst mit genagelten Federschindeln verkleidet.

Gelterkinden, Rünenbergerstrasse. Blick im Bierkeller in Richtung Norden. Die gestapelten Tonplatten stammen vom Nordteil des Kellers und haben sich vom Boden gelöst, als der im Keller deponierte Aushub entfernt wurde.



Gelterkinden, Rünenbergstrasse: die Auferstehung eines Bierkellers

Im 19. Jahrhundert gab es landauf, landab eine grosse Menge an Kleinbrauereien. Sie alle hatten ein gemeinsames Problem: Ihr frisch gebrautes Bier sollte möglichst lange haltbar bleiben. Dies war in der Zeit vor der Erfindung der Pasteurisierung nur durch Kühlung zu bewerkstelligen – beispielsweise indem man es direkt nach dem Brauvorgang in sogenannten Bierkellern einlagerete. Diese füllte man im Winter mit Eisblöcken, die in den wärmeren Monaten mithalfen, die Temperatur konstant tief zu halten.

Auch die 1862 gegründete Gelterkinder Brauerei Farnsburg besass einen solchen Bierkeller. Er befand sich an der Strasse nach Rünenberg in der «Weielen» und wurde vermutlich Anfang der 1880er-Jahre gebaut. Das für die Kühlung benötigte Eis brach man zuerst aus den Teichen in der Weihermatt, später nutzte man die beiden grösseren Eisweiher an der Rickenbacherstrasse.

1907 wurde die Brauerei Farnsburg an die Brauerei Warteck verkauft und die Produktion sofort nach

Basel verlagert. Ab diesem Zeitpunkt dürfte auch kein Bier mehr den Weg in den Keller gefunden haben. Er blieb aber bis in die 1930er-Jahre bestehen – das vorläufige Ende ereilte ihn erst, als er teilweise mit Aushubmaterial, das beim Bau eines nahen Munitionsdepots anfiel, aufgefüllt wurde.

Blick vom Gewölbescheitel hoch in den Entlüftungsschacht.



Blick aus dem Zugangsstollen in Richtung Rünenbergerstrasse
Links und rechts sind die Angeln von einem der drei Tore zu sehen.

Da auch der Eingang zugeschüttet wurde, geriet der Bierkeller im Laufe der Jahre fast in Vergessenheit.

Anfangs 2014 nahm sich der frisch gegründete «Verein Bierchäller» vor, das kulturhistorische

Denkmal wieder zugänglich zu machen. Mit Hilfe von schwerem Gerät wurde bereits im Dezember 2013 der Eingang zum Zugangsstollen freigelegt. Es stellte sich heraus, dass nur die vordersten Meter beschädigt waren. Der Bierkeller selbst hatte die 80 Jahre seit seiner Zuschüttung schadlos überstanden. Die Archäologie Baselland dokumentierte den Bierkeller vor den nötigen Sanierungsmassnahmen. Dabei kam zum ersten Mal ein Laserscanner zu Einsatz, der den Bierkeller innert kurzer Zeit komplett dreidimensional erfasste.

Der 11 Meter lange, 4,8 Meter breite und 4,1 Meter hohe Keller war über einen 14 Meter langen, leicht gegen Süden abgedrehten Stollen zugänglich. Sein Fassungsvermögen beträgt etwa 160 Kubikmeter. Sowohl der Zugang wie auch der Bierkeller selbst schliessen mit einem Tonnengewölbe. Für den Bau der Seitenwände und des Gewölbes wurde der lokal anstehende Kalkstein gebrochen. Das gesamte Bauwerk wurde im Tagebau erstellt und nach seiner Fertigstellung mit Kalksteinblöcken und Erde zugedeckt. Der Bierkeller verfügt am hinteren Ende über einen rund sieben Meter



hohen, senkrecht nach oben laufenden Entlüftungsschacht. Dieser war zur Kontrolle der Luftfeuchtigkeit wichtig. Eine zu hohe Feuchtigkeit hätte die Bildung von Schimmel begünstigt. Der Boden war mit Tonplatten bedeckt. Entlang der nordwestlichen Wand verläuft eine Bodenrinne, über die das Schmelzwasser des Eises mit einem Gefälle gegen den Zugangsstollen abgeleitet wurde.

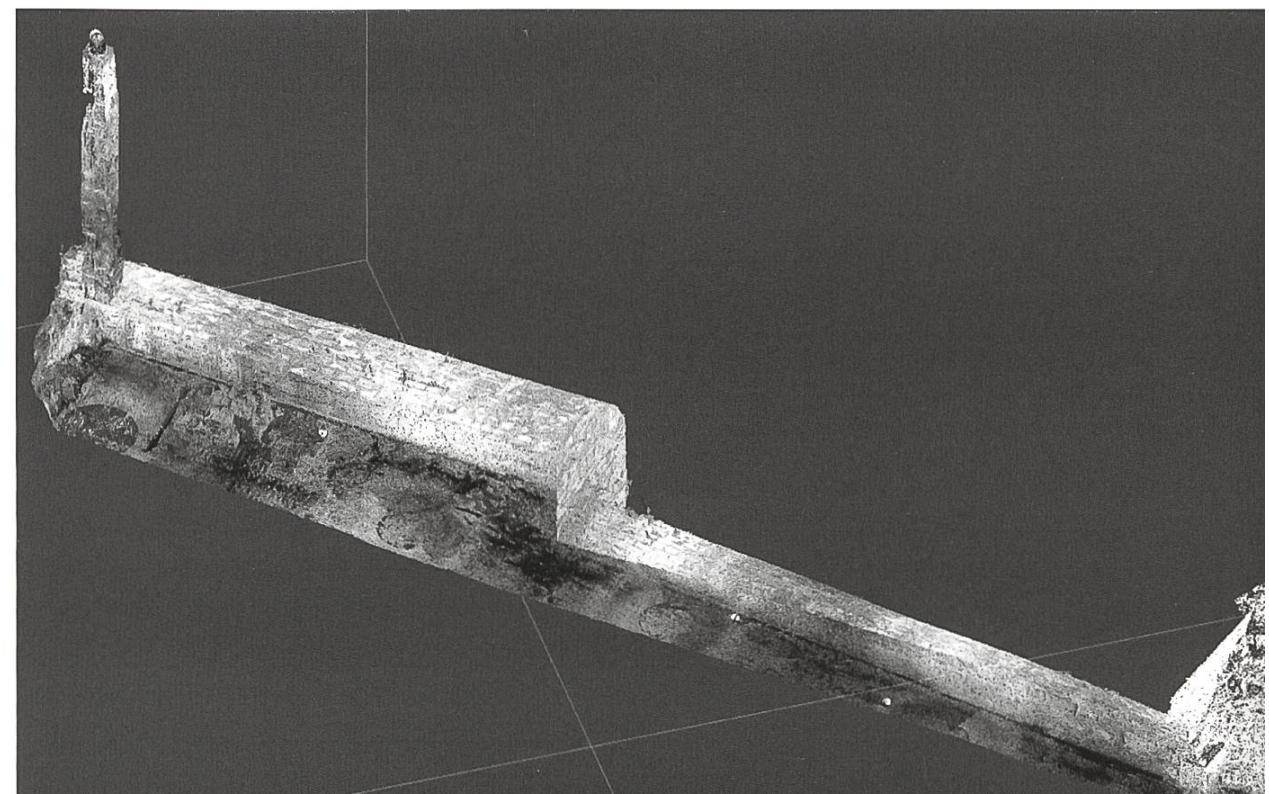
Eine Doppeltüre am Eingang zum Stollen und eine weitere an dessen Ende bildeten eine Art Schleuse, um die kalte Luft auch während der heissen Monate möglichst im Keller zu halten. Auch die Lage des Bierkellers in einem nach Nordosten gerichteten und somit wenig sonnenbeschienebenen Hang begünstigte eine lange Speicherung der Kälte.

Das Bauwerk an der Rünenbergerstrasse ist einer der wenigen übrig gebliebenen Baselbieter Bierkeller und somit ein wichtiges Zeugnis der Braukultur des 19. Jahrhunderts. Es ist sehr erfreulich, dass dieses kulturhistorische Denkmal nun wieder

zugänglich ist, dank dem Engagement des «Ver eins Bierchäller» und der Unterstützung durch den Swisslos-Fonds des Kantons Basel-Landschaft.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
April bis Juni 2014

Längsschnitt durch die mit 3D-Laserscanner dokumentierte Anlage mit Zugangsstollen (rechts), Keller und Entlüftungsschacht.



Brislach, Holzgasse: Bauforschung im Untergrund

Brislach, Holzgasse.
Unter dem schlichten Schachtdeckel verbirgt sich ein mehrere Meter tiefer Sod.

Brislach liegt in der Talsohle der Lüssel, und diverse Bäche führen durch das Gemeindegebiet. Zahlreiche Wasseradern der umliegenden Hänge speisten Brunnen und Waschhaus. Doch nach einer Bohrung für Erdwärme versiegte eine wichtige Quelle an der Holzgasse – Anlass für die Archäologie Baselland für eine kurze Befundaufnahme.

Bereits im Jahresbericht 2006 liest man über die Bedeutung von Quellfassungen und Brunnstufen als relativ unbekannten Bautyp und wichtiges Kulturgut der Baselbieter Geschichte. Beinahe unsichtbar und häufig in Vergessenheit geraten, verbirgt sich unter einfachen Schachtdeckeln oft ein mehrere Meter tief in den Untergrund reichender Schacht oder eine gemauerte Gewölbekammer, stets auch ein spezielles Biotop für kleine Höhlen- und Wasserlebewesen. Schriftliche Hinweise über Sode sind wenig bekannt, da es sich überwiegend um Privateigentum handelte und sie häufig in Verkaufsverträgen keine Erwähnung fanden. Oft besassen ein oder zwei Häuser das Benutzungsrecht an einem Brunnen. Vereinzelt finden sich bei Bauuntersuchungen noch gemauerte, wenige Meter tiefe Wasserlöcher oder Kanäle zur Fassung von Hangwasser in Kellern.

Vor allem für höher gelegene Dörfer auf Jurakämmen spielte die Wasserversorgung seit jeher – bis



zur Einführung von Pumpwerken – eine zentrale Rolle. Wasserknappheit war wegen Niederschlagsarmut und den wenigen Quellen auf den Jurahöhen keine Seltenheit. Adern wurden in Teuchel-, später Tonröhren gefasst. Sie versorgten die Dorfbrunnen. Der Überlauf wurde in die Sode geleitet, um diese für trockene Zeiten aufzufüllen. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts wurde das Wasser für den Haushalt Grossteils noch aus Brunnen oder Soden geholt. Um der Ausbreitung von Cholera und Tuberkulose entgegen zu wirken, wurden diese aber bald zugeschüttet.

Binningen beispielsweise erfuhr nach der Kantontrennung einen professionellen Ausbau der Wasserversorgung. Inwieweit der Herrschaftswechsel auch Auswirkungen auf die Modernisierung der Wasserversorgung der übrigen Landgemeinden hatte, bedarf noch weiterer Forschung. Jedenfalls engagierte sich die Baselbieter Regierung für die von Wasserknappheit betroffenen Gemeinden, in-

dem sie externe Quellsucher, sogenannte «artistes fontainier», einstellte.

Örtliche Leitung: Claudia Spiess
Bericht: Anita Springer
April 2014

Einblick in den aus Kalksteinplatten gemauerten, 65 Zentimeter breiten Kanal, der das Quellwasser in den Sod geleitet hat.

